It. sing.
628
x7

t. sing.
628 xf

Jt. sing. 628 A

Geschichte des Schiffbruchs der Juno

an

der Küste von Arracan in Ostindien

und

wunderbare Erhaltung

von

14 Personen auf dem Wrack, ohne Lebensmittel,

während eines Zeitraums von 23 Tagen;

nebst

deren endlichen Rettung.

Von

W. Mackay,

Lieutenant des Schiffs,

in einem Schreiben an seinen Vater.

Aus dem Englischen

von

W. Lohmann.

Mit Anmerkungen.

Hamburg, 1800.
bei B. G. Hoffmann.

WStA/67/187

601

Elefanten-Haut
18/1 oder

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische Staatsbibliothek München

Vorrede des englischen Herausgebers.

Die nachfolgende Erzählung wurde eigentlich nur in der Absicht geschrieben, um die Neugier eines alten Vaters zu befriedigen (wenn man anders das starke Interesse, welches ein Vater bei den Gefahren und dem Unglück seines Sohnes natürlich fühlen muß, so nennen kann). Mehrere einsichtsvolle Personen, die sie in der Handschrift gelesen hatten, waren jedoch der Meinung, daß sie auch dem größern Publikum nicht vorenthalten werden dürfe.

Erzählungen dieser Art haben in der That, wegen der ungewöhnlichen und ausserordentlichen Scenen, die sie schildern, ein allgemeines Interesse; und können besonders solchen Personen, die in der Lage sind, in ähnliche Umstände zu kommen, sehr nützlich werden, indem sie ihnen nicht allein die mancherlei Gefahren kennen lehren, in welche sie gerathen können, sondern auch Mittel und Wege zeigen, die Noth zu mindern, die Gefahr abzuwenden, oder wenigstens doch das Leben zu retten. Ueberhaupt sind dergleichen Schilderungen nicht ohne Nutzen für jeden Menschen, indem sie sehr geschickt sind, Geduld und Ausdauer, selbst in den unerträglichsten Leiden, so wie Hoffnung und Muth auch in den verzweifeltsten Lagen des Lebens einzuflößen, und zugleich die große Lehre zu bestätigen, daß geduldige Unterwerfung unter die unerforschlichen Rathschlüsse der Vorsehung und unerschütterliches Vertrauen auf die Güte des Allvaters die besten Stützen menschlicher Schwachheit

und die einzig unerschöpfliche Quelle eines standhaften und erhabenen Muthes sind.

So ausserordentlich auch die in den folgenden Blättern erzählten Umstände scheinen mögen, so darf doch selbst der ungläubigste Leser nicht an der Wahrheit eines derselben zweifeln, da sie, wie man in der Folge sehen wird, von dreien der unglücklichen Dulder eidlich bekräftigt sind. Auch sind einige wesentliche Umstände von der Art, daß sie mehrern andern Personen bekannt gewesen seyn mußten. Die beglaubigte Originalschrift ist im Archiv der Ostindischen Gesellschaft zu Chittagong befindlich, und die Originalbriefe sind in den Händen der Familie des Hrn. Mackay.

Der Herausgeber ist übrigens bei der Revision derselben mit möglichster Sorgfalt zu Werke gegangen, und hofft, daß die Leser ihm diese Gerechtigkeit werden widerfahren lassen. Besonders hat er sich bemühet, die Eigenthümlichkeiten des Styls des Verfassers, welche von der Lebensart und der Lage desselben

herrühren, genau beizubehalten, damit die gegenwärtige Erzählung ein treuer Abdruck seiner Gedanken und Gefühle zu der Zeit seyn, und auch der entfernteste Verdacht irgend eines Zusatzes oder einer Entstellung von Thatsachen verschwinden möge.

Daß diese kleine Schrift nicht früher erschien, ist dem Umstande zuzuschreiben, daß der Verfasser seit seinem Schiffbruche beständig im Dienst war. Bei seiner Ankunft zu Calcutta im December 1795 wurde er als ein junger rüstiger Mann, der sich von jenem Unfall bald wieder erholt hatte, auf einem Schiffe der Compagnie angestellt, welches nach Europa bestimmt war, und im August 1796 daselbst ankam. Kaum hatte das Schiff gelöscht, als es wieder mit Truppen nach Westindien beordert wurde, woher es erst im August 1797 zurückkam, und im November dieses Jahrs ging Herr Mackay schon wieder mit demselben nach Ostindien unter Segel. —

Die Briefe, aus welchen die gegenwärtige Schrift zusammengesetzt ist, wurden folglich in den kurzen Ruhepunkten vom Dienst und unter Umständen geschrieben, die einer umständlichen Rückerinnerung und genauen Erzählung nicht sehr günstig waren.

Da der Herausgeber den Druck der Schrift nicht unter den Augen des Verfassers besorgen konnte, so bittet er, bei den wenigen Verbesserungen, welche er zu machen wagte, und wenn er etwa in der Terminologie des Seewesens oder in Hinsicht der Sitten und Gebräuche des Orients angestoßen seyn sollte, um die gütige Nachsicht sachverständiger Leser. —

Vorrede des Uebersetzers.

Die merkwürdige Schiffbruchsgeschichte, welche ich hier den Lesern als ein Seitenstück zu den schon vor einigen Jahren erschienenen Schiffbruchsscenen vom Theater des jetzigen Seekriegs übergebe, kam im Jahre 1798 zu London heraus, wo sie begierig gelesen wurde und vier Auflagen erlebte.

Das Interesse, welches auch ich beim Lesen dieser Schrift empfand, bewog mich, ihr ein deutsches Gewand zu geben, und sie so dem vaterländischen Publikum mitzutheilen. Verschiedene Umstände und Hindernisse verzögerten bis jetzt die Herausgabe, wodurch jedoch die Schrift selbst ihr Interesse keineswegs verloren hat. —

Nie erscheint der Mensch vielleicht größer als in solchen Lagen des Lebens, wo er, von aller äußern Hülfe abgeschnitten, diese nur in sich selbst finden kann, und gewiß ist es das erhabenste und interessanteste Schauspiel in der Natur, den Unglücklichen mit seinem widrigen Geschick kämpfen zu sehen. Man sollte daher solche Vorfälle nicht unbenutzt lassen, sondern die hohe Menschen-natur, die in solchen furchtbaren Momenten sich schon oft verherrlichte, nach Verdienst ehren. In dieser Hinsicht glaube ich daher den Lesern durch treue Dar-

stellung einer rührenden Scene von jenem schreckenvollen Schauplatze, wo so manche heisse Thräne von den Fluten verschlungen, so mancher banger Seufzer von den Winden verweht ward, keinen unangenehmen und zwecklosen Dienst geleistet zu haben. Gewiß wird Mancher aus dieser kleinen Schrift mehr Unterhaltung und praktischen Nutzen, als aus manchem dicken schaalen Romane ziehen, womit die deutsche Litteratur jetzt leider nur zu sehr überschwemmt wird. —

Portsmouth, am 1. Nov. 1797.

Um Ihrem oft geäußerten Wunsche, mein theurer Vater, ein Genüge zu leisten, will ich vor meiner abermaligen Abreise nach Indien versuchen, Ihnen eine ausführliche Nachricht von dem Verluste der Juno, den nachherigen Schicksalen und der endlichen Rettung eines kleinen Theils der Schiffsgesellschaft geben. Ich würde dies schon eher gethan haben, wenn meine Muße durch Amtsgeschäfte nicht bisher zu sehr beschränkt gewesen, und die

schmerzliche Rückerinnerung mich nicht jedesmal, wenn ich einen Versuch machen wollte, so angegriffen hätte, daß ich mich unfähig fühlte, diese Erzählung zu vollenden. Jetzt aber hat die Zeit schon mein Gefühl etwas gemäßigt, so daß ich nun schon mit mehrerer Gemüthsruhe meine Gedanken auf diesen Gegenstand richten kann; und obgleich das Gemälde jetzt vielleicht nicht mehr mit so lebhaften Farben erscheint, als bei einem frühern Versuch: so wird es doch, wie ich glaube, eine eben so interessante als treue Schilderung der Scene liefern.

Schon einmal habe ich eine flüchtige Skizze von den Hauptumständen entworfen, die auch durch das Zeugniß von zwei meiner Unglücksgefährten bestätigt wurde, wie aus der Folge erhellet: jetzt aber gebe ich Ihnen eine ausführlichere Erzählung des in jener beglaubigten Schrift enthaltenen, und wünsche nur, daß die Wahrheit dieser gegenwärtigen, als wäre sie ebenfalls durch einen Eid bekräftigt, nicht bezweifelt werden möge.

Ich verließ zu Rangoon, der Hauptstadt von Pegu *), das Schiff, auf welchem

*) Das Königreich Pegu in Indien liegt auf der Halbinsel jenseits des Ganges, an der östlichen Küste des Meerbusens von Bengalen, zwischen dem 15ten und 24sten Grade nördlicher Breite. Im Westen und Südwesten wird es vom Meere, südöstlich vom Königreich Siam, gegen Norden von der Bergkette, welche die südwestliche Gränze von China macht, und nordwestlich vom Königreich Awa begränzt. Die größte Länge von Südwest nach Nordost beträgt etwa 600, und die größte Breite gegen 350 (engl.) Meilen.

Dies Land hatte ehemals einen eigenen Fürsten; vor etwa 60 Jahren aber brach eine Revolution aus, wodurch es eine Provinz des Königreichs Awa wurde. Die alte Hauptstadt hatte ihren Namen von einem Arm des Flusses Syrian, an welchem sie lag; der Sitz der Regierung aber ist seit jener Zeit nach Rangoun verlegt, welches an einem andern Arm desselben, ungefähr unter dem 16ten Gr. 30 Min. nördlicher Breite und dem 96sten Gr. 30 Min. östlicher Länge, liegt. Diese jetzige Hauptstadt des Landes besteht eigentlich aus 2 Städten, wovon die eine mit einem hohen Zwinger umgeben und mit Thoren versehen ist. Doch hat sie keine Mauern und Wälle, wo Kanonen aufgepflanzt werden könnten, gleich-

ich vorher angestellt war, und nahm die Stelle des zweiten Leutnants auf der Juno, un=

wol aber heißt dieser Theil der Stadt d a s a[illegible] F o r t. Der andere zieht sich ziemlich weit am Flusse hinunter, und ist ganz offen. Die Häuser sind alle von Holz, und auf beträchtlich hohen Pfeilern erbauet; eine nöthige Vorsicht, da die Flut oft einen großen Theil der Stadt unter Wasser setzt. Die Straßen sind nicht gepflastert, und nur vermittelst einer Bohle, welche von einem Ende bis ans andere hinüber gelegt wird, zu passiren, so daß, wenn 2 Personen sich begegnen, die eine genöthigt ist, in den Schlamm zu treten. Das ganze Land ist niedrig, und kann nur in einer sehr geringen Entfernung von der See aus gesehen werden. Mehrere Meilen von der Küste ist das Wasser noch seicht, so daß die Schiffe, ehe sie das Land erblicken, nur 3 bis 4 Faden Wasser haben. Bei Voll= und Neumond steigt die Flut an der Barriere gegen 20 Fuß hoch, und kommt reissend schnell.

Die Ausfuhr des Landes besteht in Thekholz, Zinn, Gold, Wachs, Salpeter, Steinöl, Korn, Vieh, Früchten u. s. w.

— Der Uebersetzer macht die Leser hier auf die deutsche Ausgabe der jetzt unter der Presse befindlichen merkwürdigen G e s a n d t s c h a f t s r e i s e d e s M a j o r S y m e l nach d e m K ö n i g r e i c h e

ter Capitain Bremner; an. Dies Schiff lag eben dort, um eine nach Madras bestimmte Ladung Thekholz *) einzunehmen. Es hielt

Ava aufmerksam, worin auch von Pegu besonders gehandelt, und beide Länder, die man bisher fast nur den Namen nach kannte, in historisch-geographischer und physikalischer Hinsicht ausführlich beschrieben werden. Dies wichtige Werk, eine wahre Bereicherung der Länder- und Völkerkunde, wird mit einer Karte und den zur Kenntniß des Landes und des Charakters der Nazion unentbehrlichen Kupfern nächstens in B. E. Hoffmanns Verlage erscheinen.

*) Der sehr nützliche Baum, welcher dies Holz liefert, der Thekabaum (Tectona grandis, Linn.), oder die hohe Tectone, ist in verschiedenen Theilen von Indien einheimisch, als: in den bergigten Gegenden der Malabarischen und Coromandelschen Küste, so wie auf den Gebirgen, welche die Ufer des Godavery oberhalb Rajahmundry, Pegu ꝛc. begränzen. Lord Cornwallis und Oberst Kyd haben ihn erst vor einiger Zeit nach Bengalen verpflanzt, wo er recht gut fortkömmt. Man hat gefunden, daß das Holz der einzig nutzbare Theil dieses Baumes und das beste Bauholz in ganz Asien ist, da es nicht schwer, leicht zu bearbeiten und auch zugleich stark und dauerhaft ist. Das, welches an den Ufern des Godavery

450 Tonnen, hatte aber eine Ausbesserung sehr nöthig, und befand sich in jeder Hinsicht zu einer Seereise im schlechten Stande. Die Equipage bestand aus 53 Mann, hauptsächlich Lascars, oder eingebohrnen Seeleuten, und nur wenigen Europäern. Auch befanden sich

wächst, hat sehr schöne Adern von ungewöhnlich feinem und festem Korn. Es ist deshalb zu allerlei Geräthschaften, auch zu Canonenlavetten, sehr brauchbar, wenn anderes Schmalholz fehlt; zum Schiffbau aber ist es allem andern Holze weit vorzuziehen. Es ist daher der Hauptgegenstand des Handels der Europäer, die den Haven von Rangoon besuchen, und wächst in Pegu in größerer Menge als in irgend einer andern Gegend von Indien. Der Thekabaum erreicht eine beträchtliche Höhe, und gleicht in seiner Structur der Eiche, doch ist sein Holz biegsamer, nicht völlig so hart. Obgleich aber dies Holz hier häufiger und wohlfeiler als an jedem andern Orte ist, so ist es hier doch nicht vom besten, da es in dem hiesigen feuchten und fetten Boden zu schnell aufwächst und deshalb weniger Festigkeit als in trocknen, kalten und den Winden mehr ausgesetzten Gegenden erhält. Daher sind die Schiffe, welche zu Bombay von dem Holze gebauet werden, welches auf den Balaghatbergen wächst, viel dauerhafter als andere.

noch des Capitains Frau nebst ihrem Mädchen, und einige Malayen, welche auf dem Schiffe mit arbeiten helfen mußten, in allem 72 Menschen, an Bord.

Wir gingen den 29sten Mai 1795 mit der ersten Ebbe bei 5 bis 7 Faden Wasser unter Segel, geriethen aber sehr bald auf eine Untiefe von weniger als 4 Faden. Das Schiff wurde sogleich gedrehet; kaum aber war das Steuerruder auf der Windseite, als das Schiff auf eine Sandbank trieb. Nun wurde Alles ins Hintertheil des Schiffs gebracht, um dasselbe wieder flott zu machen, doch vergebens; es wurden daher die beiden kleinen Nothanker ausgeworfen, um zu verhüten, daß das Schiff nicht noch weiter auftreiben möchte. Auch wurde es von diesen eine Zeitlang festgehalten, bis ein Tau riß, worauf denn der andere Anker vom Schiff mit fortgerissen wurde. Nun warfen wir den großen Anker, welcher uns aufbrachte. Es war jetzt die niedrigste Ebbe, und wir zweifelten nicht, mit der Flut loszukommen, wenn wir

nur verhüten konnten, daß das Schiff sich nicht bei dem niedrigen Wasser festsetzte. Wir kappten deshalb die obersten großen Segelstangen und die Spitzen der Masten, um das Schiff von oben, so viel möglich, zu erleichtern. Bei niedrigem Wasser neigte es sich so sehr auf die Seite, daß wir deshalb besorgt wurden; mit der Flut aber wurde es wieder flott. Nun lichteten wir die Anker, und da kein Wasser ins Schiff kam, so glaubten wir, daß es keinen großen Schaden würde genommen haben.

Am 1sten Juni drehete sich der Wind nach S.S.West. Die See ging sehr hoch, und das Schiff wurde so umher geworfen, daß es sehr bald einen Leck bekam. Der Wind hielt 6 Tage an, und es war die äußerste Anstrengung eines Jeden ohne Ausnahme erforderlich, um das ins Schiff dringende Wasser auszuschöpfen, da die Pumpen, welche durch den anhaltenden Gebrauch schon sehr gelitten hatten, oft den Dienst versagten. Zum Unglück hatten wir keinen Zimmermann an Bord, und kaum

einiges Handwerkszeug; wir suchten indessen mit dem wenigen, was wir hatten, die Pumpen so oft es nöthig war, wieder in Stand zu setzen. Oft wurden wir dabei durch den Sand gehindert, der sie verstopfte, so daß wir genöthigt waren, nachdem wir vergebens alle Mittel versucht hatten, das Einsaugen des Sandes zu verhindern, die Pumpen ganz aufzuziehen und zu reinigen. Es wurden verschiedene Berathschlagungen gehalten, ob wir nach Rangoon zurückkehren sollten; die Gefahren aber, die unserer warteten, wenn wir unter dem Winde am Ufer hinsegelten, welches so niedrig ist, daß man es in einer Entfernung von 8 bis 10 englischen Meilen schon ganz aus den Augen verliert und wo man auch nur 7 Faden Wasser findet) bestimmten uns einmüthig, daß, so lange noch einige Hoffnung vorhanden wäre, das Schiff zu retten, wir es von der Küste von Pegu so viel möglich entfernt zu halten suchen wollten. Am 6ten legte sich der Wind, und das Schiff zog weniger Wasser mehr ein, so daß nur immer eine Pumpe im Gange zu seyn brauchte. Wir

entdeckten einen Leck am Hintertheil des Schiffs über dem Wasser; am ersten ruhigen Tage setzten wir daher ein Boot aus, verstopften das Loch mit Werg, nagelten ein Stück getheerte Leinwand davor und noch ein Stück Leder darüber. Dies half so viel, daß wir bei stillem Wetter nur alle Stunden einmal zu pumpen brauchten, welches uns glauben machte, daß wir den Leck wirklich ganz verstopft hätten. Wir wünschten daher einander schon Glück zu unserer Rettung, und setzten unsere Reise getrost fort. Unsere Glückwünsche waren aber etwas zu voreilig. Ein Glück wäre es für uns gewesen, wenn wir den rechten Zeitpunkt benutzt hätten, um nach Rangoon zurückzukehren, damit der Leck besser geheilt und das Schiff besser in Stand gesetzt worden wäre, den Gefahren, welchen es aller Wahrscheinlichkeit nach in der Bay von Bengalen, während den Südwest-Mousoons (Passetwinden) entgegen ging, zu trotzen. Wir müssen in der That alle bethört gewesen seyn, daß wir uns einbilden konnten, ein Stück Leinwand, welches zwar bei ruhigem Wetter

wol das Eindringen des Wassers abzuhalten vermochte, werde auch einen Leck, wie den unsrigen, bei stürmischer See zu stopfen hinreichend seyn. —

— Kaum waren die Pumpen wieder in Stand gesetzt, als den 12ten Junius sich ein starker West-Süd-Westwind erhob. Sogleich fing das Schiff an mehr Wasser als vorher zu ziehen, welches denn auch wieder dieselben nachtheiligen Folgen für uns hatte, nämlich daß die Pumpen sich verstopften und unbrauchbar wurden. Wir arbeiteten unaufhörlich mit 3 Pumpen; und wenn die, welche mit dem Handwerksgeräth umzugehen wußten, die Pumpen ausbesserten, schöpften wir das Wasser mit Eimern aus. Am 16ten Junius, als wir von der anhaltenden Arbeit und Mangel an Ruhe fast gänzlich erschöpft waren, wurden wir für unsere Rettung sehr besorgt, und beschlossen daher, alle Segel, die wir hatten, aufzuspannen, um die uns am nächsten liegende Küste von Coromandel zu erreichen, in der Absicht, entweder längs derselben nach Madras hinunter oder

nach Bengalen herauf zu segeln, je nachdem unsere Lage es verstatten würde. Wir setzten also nun mit aufgespannten Segeln die Fahrt fort; die Pumpen aber erforderten eine so anhaltende Arbeit, daß wir auf die Segel nicht die nöthige Aufmerksamkeit richten konnten, so daß sie schon vor dem 18ten alle bis auf das Vordersegel, dessen wir uns noch zu rechter Zeit bemächtigten, durch den Wind von den Segelstangen abgerissen waren. Wir legten nun bei, bis wir uns den 20sten früh unter dem 17ten Grade 10 Minuten nördlicher und ohngefähr unter dem 9ten Grade westlicher Breite vom Cap Negrais befanden.

Das Schiff ging jetzt schon so tief und schwer, daß wir zu zweifeln anfingen, ob es sich je wieder heben werde. Auch gerieth das Schiffsvolk nun so in Furcht und Schrecken, daß wir nur mit Mühe jeden an seinem Posten erhalten konnten. Wir zogen das Vordersegel ein, und hielten uns vor dem Winde, indem wir gemeinschaftlich alle unsere Kräfte beim Pumpen und Ausschöpfen anstrengten,

um das Schiff zu reinigen, aber vergebens. Um 8 Uhr kamen die Leute, welche unten im Schiff waren, mit der Nachricht herauf, daß das Wasser in demselben schon bis ans untere Deck reiche. Nun überließen die Lascars sich vollends der Verzweiflung, und auf uns Europäern zeigte sich kein Strahl von Hoffnung. Der Gedanke, daß das Schiff wegen des Sandballastes unter der Holzladung zu Grunde gehen müsse, bekam die Oberhand, und das Volk verlangte laut, daß die Böte ausgesetzt werden müßten, welches jedoch, wie wir wußten, von keinem Nutzen seyn konnte, da wir nur eine alte Jölle und eine 6rudrige Pinasse hatten, die beide voller Spalten und Löcher waren. Indessen wurde es für rathsam gehalten, den Mittelmast zu kappen, um das Schiff zu erleichtern, und es, wo möglich, wenigstens bis zum andern Morgen vor dem Sinken zu bewahren. Dies wurde bewerkstelligt; unglücklicherweise aber fiel der Mast ins Schiff, und in der Verwirrung, welche dies verursachte, ließ der Steuermann das Schiff treiben, und nun strömte die See allent-

halben drüber hin. In diesem kritischen Augenblicke fand Madame Bremner, welche noch unten im Bette gewesen war, Mittel, die Luke aufzustoßen, und heraufzukommen. Hr. Wäde, erster Lieutnant, und ich halfen ihr ans Geländer des Hintercasteels, und banden sie an das Tauwerk des Besaanmastes fest, als das Schiff seine größte Schwere bekam, und sich alsbald senkte. Dies geschah so plötzlich, daß wir wirklich glaubten, das Schiff gebe zu Grunde; es senkte sich jedoch nicht tiefer als so weit, daß das obere Verdeck eben unter Wasser kam. Jetzt kletterte nun ein jeder das Tauwerk hinan, um für den Augenblick dem Tode zu entgehen, und je höher die Wellen schlugen, um die Unglücklichen in der Tiefe zu begraben, desto höher kletterten sie hinauf. Capitän Bremner, dessen Frau, Hr. Wäde und ich, nebst einigen andern, hielten uns am Besaanmaste, während alle Uebrigen im Tauwerk hingen, bis auf einen Einzigen, der sich gerade vorn befand, und dem es gelang, den Fockmast zu erreichen. Madam Bremner klagte sehr über Kälte, da ihre

ganze Bekleidung nur in einem Hemde und einem dünnen Unterrocke bestand. Ich war zufälligerweise besser bekleidet wie ihr Mann, und zog daher meine Jacke aus, und gab sie ihr. Da wir, gegen unsere anfänglichen Besorgnisse, fanden, daß das Schiff aller Wahrscheinlichkeit nach nicht ganz zu Grunde gehen würde, *) so schnitten wir mit unsern Taschenmessern die Segelstangen am Besaanmaste ab, damit nicht das hinzukommende Gewicht so vieler Personen den Mast niederreissen möchte. Obgleich das Schiff sich so heftig bewegte, daß wir uns nur mit Mühe festhalten konnten, so wurden doch Einige von uns, wegen der vorherigen übermäßigen Anstrengung, vom Schlaf übermannt; ich konnte es jedoch nicht dahin bringen, mich jetzt auch der Ruhe zu überlassen. Anfangs zeigte sich uns nicht der geringste Grad von Hoffnung;

*) Da die Ladung aus Holz bestand, welches specifisch leichter ist als Wasser, so war das Sinken des Schiffs physisch unmöglich, und der unten im Schiff befindliche Sandballast erhielt es aufrecht.

indessen hielt ich nach einigem Nachdenken den Gedanken fest, — so wie ein Sinkender auch wol nach einem Strohhalm greift, daß wir beim Anbruch des Tages vielleicht Land oder ein Schiff erblicken würden, welches uns aufnähme. Ob ich mich also gleich schon in mein mir unvermeidlich scheinendes Schicksal ergeben hatte, so hegte ich doch von diesem Augenblick an noch die Hoffnung einer möglichen Rettung. Der Gedanke eines so unzeitigen Todes war mir unerträglich: ich horchte daher die ganze Nacht ängstlich auf einen Schuß; und wenn ich mir zuweilen einbildete, wirklich einen solchen zu hören, und dies meinen Gefährten sagte, so glaubte dann ein jeder denselben zu hören. Beim Anbruch des Tags rief Einer: ein Schiff, ein Schiff! — Dies wurde von den am Bord befindlichen Muselmännern sogleich mit einem Ausruf an ihren Propheten erwidert, welches uns denn auch an unsere Pflicht gegen unsern Gott erinnerte. Wir brachten ihm daher gleichfalls den gerührtesten Dank für unsere Rettung, die wir jetzt schon für gewiß hielten. Lei-

der aber hatten Jenen seine Augen eben so betrogen, als mich meine Ohren; und vielleicht litten wir bei allen unsern nachfolgenden Prüfungen nicht so schmerzlich, als bei dieser schrecklichen Täuschung. Mein Herz erstarb in mir. Ich bedauerte, mir mit so täuschenden Hoffnungen geschmeichelt zu haben, und meine Lebensgeister waren in solchem Aufruhr, daß ich die Seelenruhe, die mich anfangs noch aufrecht erhalten hatte, nicht wieder erlangen konnte.

Der Anblick, welcher sich unsern Augen beim Anbruch des Tages darbot, war über alle Beschreibung schrecklich: ein fürchterlicher Sturm, die berghoch wogende See, das treibende Schiff mit zertrümmertem Verdeck, endlich das Tauwerk, in welchem 72 Unglückliche hingen, und das daher jeden Augenblick zu zerreissen und die Scene zu schließen drohete. Dazu kam das Geschrei der Weiber und Cascars, welches den allgemeinen Schrekken noch sehr vermehrte. Einige von uns ergaben sich freiwillig ihrem Schicksal, während

Andere, unfähig sich festzuhalten, durch die Wellen vom Tauwerk herabgeschleudert wurden. Der größere Theil aber war noch zu härtern und schrecklichern Prüfungen bestimmt. Der Wind heulte drei ganze lange Tage in eins fort, und jeder Tag vergrößerte unser Elend. Wir sahen voraus, daß wir endlich auf dem Wrack würden Hungers sterben müssen, — die furchtbarste Gestalt, in welcher der Tod uns erscheinen konnte. Ich gestehe, daß es sowol meine, als auch der Andern Absicht war, unser Leben durch das einzige Mittel, welches uns wahrscheinlich übrig bleiben würde, zu fristen, nämlich: durch das Fleisch derer, die vielleicht eher als wir ein Raub des Todes werden würden. Doch theilten wir diesen Vorsatz einander nicht gleich anfangs, sondern erst lange nachher mit, spielten auch nicht einmal darauf an, ausgenommen einmal, als der Canonier, ein Katholik, mich fragte: ob ich glaubte, daß es eine Sünde sey, im äußersten Nothfall zu diesem Mittel seine Zuflucht zu nehmen.

Wegen Mangel an Raum am Besaanmast verließen einige von uns denselben, um nach dem Fockmaste zu schwimmen; 3 oder 4 aber verloren bei diesem Versuch ihr Leben. Auf meine anfängliche Unruhe folgte bald eine gewisse Unempfindlichkeit oder vielmehr Gleichgültigkeit. Ich suchte die Zeit zu verträumen, und wünschte mir einen gewissen Grad von Sinnlosigkeit. Das unnütze Klagen und Jammern meiner Leidensgefährten brachte mich auf, und statt mit ihnen zu sympathisiren, verdroß es mich, daß sie mich aus meiner Stimmung brachten. In den ersten 3 Tagen litt ich nicht viel vom Hunger und Durst, da das Wetter trübe und kühl war; am 4ten aber legte sich der Wind, die Wolken theilten sich, und setzten uns der brennenden Sonnenhitze aus, die uns gerade über dem Kopfe stand, welches mir denn meinen Zustand bald sehr fühlbar machte. Bisher war mir die Furcht vor dem, was uns noch bevorstehen möchte, unerträglicher gewesen als irgend etwas, was ich schon erfahren hatte. Obgleich die natürlichen Bedürfnisse, welche ich bis jetzt empfand, besonders mein

Durst sehr groß war, so waren sie doch keinesweges so peinigend, als ich in ähnlichen Fällen wol gelesen hatte. Doch nun fing ich an, das würkliche zu fühlen, womit ich mich bisher nur noch in der Einbildung quälte, und fürchtete, mich jetzt wirklich dem Grade des Elends zu nähern, den ich mir schon in Gedanken vorgestellt hatte, und den das Jammern der Bedauernswürdigsten unter uns, die denselben wahrscheinlich schon erreicht hatten, anzukündigen schien. Ich erinnerte mich in Capt. Inglefields Schiffbruchsgeschichte gelesen zu haben, daß seine Leute großen wohlthätigen Nutzen davon gehabt hätten, daß sie sich abwechselnd auf ein in die See getauchtes leinenes Laken niederlegten, indem die Poren der Haut das Wasser einsogen, und das Salz darauf zurückliessen. Dies ahmte ich, so gut ich konnte, nach, indem ich ein flanellenes Brusttuch, welches ich auf dem bloßen Leibe trug, von Zett zu Zeit in die See tauchte. Auch mehrere meiner Gefährten, die meinem Beispiele folgten, gestanden, daß sie dadurch erfrischt und gestärkt worden wären; und ich bin

fest

fest überzeugt, daß es durch Gottes Hülfe das Mittel gewesen ist, mein Leben zu erhalten. Zugleich hatte es den Nutzen, daß es das Nachdenken beschäftigte, und den Kleinmuth verscheuchte; denn ich empfand immer eine innere Zufriedenheit bei jedem Versuch, den ich zur Erhaltung meines Lebens machte.

In der Nacht des 4ten Tages hatte ich einen sehr erquickenden Schlaf, in welchem ich von Scenen der Vergangenheit, besonders von Ihnen, mein theurer Vater, und allen denen, die meinem Herzen am nächsten waren, träumte. Ich lag nämlich im Traume in einem hitzigen Fieber. Sie standen an meinem Bette, und predigten in einem weissen leinenen Gewande, mit einer Mütze auf dem Kopfe, die einer Bischofsmütze ähnlich war. So lange sie predigten, verschwand das Fieber; sobald sie aber aufhörten, stellte es sich wieder ein. Sie reichten mir darauf auch das heilige Abendmahl; und eben als ich den Kelch an die Lippen setzen wollte, erwachte ich. Dieser Traum machte einen tiefen Eindruck auf mich,

denn die Auslegung, welche ich davon machte, war, daß Sie gestorben und jetzt im Himmel Zeuge meiner Leiden wären. Einige Umstände erinnerten mich auch an die Trauer der Familie meines Oheims, als derselbe seinen Sohn verloren glaubte, und der Gedanke, was Sie alle meinetwegen wol leiden möchten, beunruhigte mich sehr. Doch rief ich mir auch die guten Lehren wieder ins Gedächtniß zurück, die Sie mir einst in meinen frühern Jahren gaben, und welche die bewundernswürdige Wirkung hatten, mich zu beruhigen und mir Muth einzuflößen. Ich beschäftigte mich nur mit Gott, dem ich bald Rechenschaft geben zu müssen glaubte, und war bereit, zu sterben.

Den 25sten (den 5ten Tag seit dem Untergehen des Schiffs *) starben die ersten beiden Personen aus Mangel, welches auf die Ueberlebenden einen tiefen Eindruck machte.

*) Hierunter ist, wie schon vorhin bemerkt, nur zu verstehen, daß der Rumpf des Schiffs unter Wasser kam, da, wegen der Natur der Ladung, das Schiff nicht ganz zu Grunde gehen konnte.

Der Eine verschied plötzlich; der Andere aber schmachtete einige Stunden in großer Todesangst. Dieser wurde nämlich erst von einem heftigen Aufstoßen ergriffen, worauf denn starke Convulsionen folgten. Ich bemerkte nachher öfter, daß diese Symptomen sichere Vorboten eines herannahenden peinlichen Todes waren.

An diesem Tage war es sehr heiß, und die See ruhig. Der Capitain und der erste Lieutnant setzten ein großes Vertrauen auf Flöße; es wurde also eins aus Segelstangen und Sparren vom Wrack zusammengesetzt. Kaum war es den folgenden Tag fertig, als die Leute sich sogleich auf dasselbe verfügten. Der Capitain bemerkte nicht sobald die allgemeine Bewegung, als er auch hurtig mit seiner Frau und Hrn. Wäde vom Besaanmaste herunter kam. Ob ich nun gleich das ganze Unternehmen nicht billigte, so folgte ich doch, indem ich dem Drange der Umstände nachgab, ihrem Beispiel. Das Floß war aber nicht im Stande uns alle zu tragen; es entstand ein

Streit, und die Stärkern nöthigten die Schwächern zu weichen und sich wieder auf das Wrack zu begeben. Als jene nun das Tau abhauen wollten, womit das Floß ans Schiff befestigt war, fragte ich den Capitain: in welcher Richtung er glaube, daß Land liege, und ob Wahrscheinlichkeit vorhanden sey, es zu erreichen? Da ich hierauf keine Antwort von ihm erhielt, so suchte ich ihn zu bereden, wieder mit mir ans Schiff zurückzukehren; ich merkte jedoch bald, daß dies so wenig auf ihn als auf einen von den Andern einigen Eindruck machte, und so muste ich mich denn auch wol dazu verstehen, bei ihnen zu bleiben. Wir ruderten vor dem Winde mit Plankenstöcken fort, welche die Leute vorher mit ihren Messern ruderförmig zugeschnitten hatten, waren aber noch nicht weit gekommen, als wir unsere Anzahl für das Floß zu groß fanden. Ich benutzte daher diesen günstigen Zeitpunkt, meine Vorstellungen zu erneuern, die denn auch bei Herrn Wäde die erwünschte Wirkung hatten, indem derselbe sich bereitwillig zeigte, mit mir auf den Mastkorb des Schiffs zurückzukehren.

Die andern, welche das Floß gern erleichtert sahen, waren sehr bereitwillig, uns wieder an unsern vorigen Platz zu verhelfen. Sie stiessen darauf vom Schiff ab, und gegen Sonnenuntergang hatten wir sie schon aus den Augen verloren. Ich muß gestehen, daß mirs zuweilen einfiel, wie leicht ich meinen Leiden ein Ende hätte machen können; auch fühlte ich in der That, als das Floß gemacht wurde, große Lust, mich mit darauf zu begeben, weil ich glaubte, daß es nicht möglich sey, länger als 24 Stunden das Leben auf demselben zu erhalten. Gott stärkte mich aber gegen dergleichen kleinmüthige Gedanken, und verlieh mir so viel Geduld und Ergebung, als ich unter solchen anhaltenden Leiden kaum für möglich gehalten hatte. Ich beschloß daher, auf dem Wrack zu bleiben, und mich dem Willen der Vorsehung zu fügen.

Den 27sten des Morgens wurden wir sehr überrascht, das Floß wieder, und zwar an der entgegengesetzten Seite des Schiffs, zu erblicken. Die Leute auf dem-

selben hatten die ganze Nacht gerudert, bis endlich ihre Kräfte erschöpft waren; und da sie nicht wußten, welche Richtung sie nehmen sollten, so trieben sie aufs Gerathewohl herum, bis sie bei Tagesanbruch sich wieder nahe bei uns befanden. Sie verließen nun das Floß und kletterten ebenfalls wieder auf die Mastkörbe.

Capitain Bremner verfiel bald darauf in Wahnsinn, welches seine Frau sich so zu Gemüthe zog, daß sie darüber convulsivische Zufälle bekam. Er war ein starker rüstiger Mann, noch von mittlern Jahren; sie ein junges zartes Frauenzimmer. Beide waren kaum ein Jahr verheirathet. Beim Anfang unsers Mißgeschicks schien der Anblick seiner jungen Frau dem Capitain Kummer zu verursachen, gleichsam als ob er sich Vorwürfe machte, sie in diese Gefahr gebracht zu haben. Er ließ sie nicht von sich, und nöthigte uns zuweilen, sie mit Gewalt von seinen heftigen Umarmungen zu befreien. Oft glaubte er im Wahnsinne einen mit den ausgesuchtesten Schüsseln

besetzten Tisch zu sehen, und fragte dann mit wildem Blick, warum wir ihm nicht von diesem oder jenem Gericht gäben. Sein Wahnsinn hatte gewöhnlich Bezug auf Essen und Trinken, oft war aber auch seine Frau der Gegenstand desselben, und zuweilen auch andere Dinge.

Da ich die üblen Folgen vom Trinken des Seewassers befürchtete, so enthielt ich mich dessen so lange, als nur möglich, bis ich endlich die brennende Hitze in meinem Magen und Eingeweiden nicht länger ertragen konnte. Da ich nun doch meinen Tod nahe glaubte, so stieg ich hinunter, um mich noch zuletzt einmal mit einem Trunk zu laben, und trank fast 2 Quart. Seewasser. Zu meinem großen Erstaunen belebte es aber, statt zu schaden, meine Körper- und Geisteskräfte wieder. Nichts destoweniger erwartete ich, da ich es noch immer für eine Art Gift hielt, meinen letzten Todeskampf; hierin irrte ich aber; vielmehr fiel ich in einen erquickenden Schlaf; meine innere Hitze ließ nach, ich fühlte mich gestärkt, und ob ich gleich

stark purgirte und heftiges Bauchkneifen bekam, so war dies doch nur ein sehr geringes Uebel im Vergleich mit der Wohlthat, die es mir jedesmahl gewährte.

Den 28sten des Morgens erklärte Herr Wäde, daß er seinen Zustand nicht länger ertragen könne, und daß er noch einmal auf das Floß gehen wolle, wenn ich ihn begleitete. Ich verwarf diesen Vorschlag, und versuchte, ihm davon abzurathen, doch ohne Erfolg. Jede Todesart, sagte er, sey seiner elenden Existenz vorzuziehen; nichts könne seinen Entschluß ändern. Auch vermochte er noch zwei Steuermannsgehülfen, beide Italiener, 2 Malayen und 3 oder 4 Lascars, daß sie gemeinschaftliche Sache mit ihm machten; und in wenig Stunden verloren wir sie aus den Augen. Den Abend erhob sich ein Wirbelwind, der aller Wahrscheinlichkeit nach ihnen verderblich geworden ist, ob er gleich uns gerade noch zur rechten Zeit Hülfe brachte, da er von einem heftigen Regen begleitet war. Diesen aufzufangen, hatten wir kein anderes

Mittel, als unsere Kleider auszubreiten, die größtentheils so von Salzwasser durchnetzt waren, daß sie anfänglich auch das frische Regenwasser verdarben. Der Regen war aber so heftig, daß er das Salz bald heraus wusch, worauf wir denn einen Theil unserer Kleider blos zum Auffangen des Regenwassers, einen andern aber zum Eintauchen in das Seewasser bestimmten, je nachdem Gelegenheit und Bedürfniß es heischten. Seitdem blieben wir selten 48 Stunden ohne ein Regenschauer. In der Zwischenzeit, wenn wir nicht Kräfte genug hatten, selbst hinunter zu steigen, pflegten wir gewöhnlich eine Jacke oder ein anderes Kleidungsstück an einem Faden Segelgarn in die See zu lassen, und es dann so durchnäßt anzuziehen. Wenn aber ein Regenschauer uns auch nur ein Paar Schlücke frisches Wasser, entweder durch Auffangen des Regens mit dem Munde, oder durch Ausringen aus den Kleidern, verschaffte, so strömte damit neues Leben und neue Kraft in uns, und wir vergaßen auf eine Zeitlang fast alle unsere Noth. Ein anderes Mittel, zu welchem wir auch oft unsere

Zuflucht nahmen, indem wir fanden, daß es den Speichel sehr reizte, war: daß wir alles, was wir nur finden konnten, kaueten, gewöhnlich ein Stück Segeltuch, aber auch sogar Blei. Ueber dies letztere wird man sich wundern, da, wie ich nachher erfahren habe, man das Blei als Gift betrachtet, besonders wenn es in den Magen kommt. Ich kann jedoch versichern, daß ich selbst oft ein Stück Blei stundenlang ganz klein gekäuet und zuweilen auch verschluckt habe, ohne daß es mir geschadet hätte. Es wird Ihnen vielleicht auffallen, daß ich des Leders zu diesem Behuf gar nicht erwähne; dies hatten wir nicht, da Niemand von uns, gerade als das Schiff sich senkte, in Schuhen war, und die Lascars nie Schuhe tragen. Auch wir zogen immer, wenn es regnete, die Schuhe aus, da das in Indien zubereitete Leder, wenn es naß wird, ganz unbrauchbar ist. Einige, welche die am Tauwerk befindlichen Stückchen Leder zu kauen versuchten, fanden Geschmack und Geruch zu stark, als daß sie's hätten vertragen können.

Vor allen andern litt ich vielleicht. Dies, glaube ich, kam besonders daher, daß ich mich stets mit dem Gedanken quälte, was wol das Ende von unserer hülflosen elenden Lage seyn möchte. Ich hatte gelesen oder gehört, daß kein Mensch ohne Lebensmittel länger als ein paar Tage leben könne: und als nun bereits mehrere verflossen waren, erstaunte ich, daß ich noch so lange hatte leben können, und glaubte gewiß, daß jeder folgende Tag der letzte seyn müsse. Auch erwartete ich, als bei einigen der Todeskampf nun wirklich herannahete, wir würden einander das Fleisch vom Leibe reissen. Dieser Gedanke machte mich schaudern, und vielleicht söhnte mich die Furcht vor der Zukunft mit der Gegenwart aus. Manche meiner Leidensgefährten starben im Wahnsinn; die Furcht vor einem ähnlichen Schicksale erregte in mir die schrecklichsten Vorstellungen, und es war mein inbrünstigstes Gebet zum Allmächtigen, daß er mir den Verstand bis an mein Ende erhalten wolle. Oft wünschte ich, daß es sein Wille seyn möchte, mich von meinen Leiden zu erlösen; wenn aber,

wie ich glaubte, der letzte Augenblick herannahete, so schauderte doch die Natur vor der Auflösung. Ich fürchtete, meine Gefährten zu überleben, und so das letzte Opfer zu werden, doch wünschte ich nicht, das nächste zu seyn. —

Einer von den Lascars, dessen Körper ganz in Geschwüre ausbrach, die scheußlich aussahen, starb im Tauwerke unter dem Besaanmast. Sein nächster Nachbar versuchte den Leichnam in die See zu werfen; allein dieser war so zwischen die Taue geklemmt, daß er ihn nicht losbringen konnte. Der stinkende Körper blieb also noch einen oder 2 Tage hängen, bis endlich der Gestank unerträglich wurde, und mehrere zum Fortschaffen desselben Hand anlegten. Ich könnte mehrere solcher Vorfälle erzählen, übergehe sie aber mit Stillschweigen, da auch die bloße Rückerinnerung, selbst nach dem bereits verflossenen Zeitraume, zu angreifend für mein Gefühl ist.

Den 11ten Tag (1. Jul.), des Morgens, fand Mad. Bremner ihren Mann todt in ihren

Armen. Unser aller Kräfte waren jetzt schon so erschöpft, daß wir nur mit der äußersten Anstrengung im Stande waren, seinen Leichnam über Bord zu werfen, nachdem wir ihm vorher einige Kleidungsstücke, zum Gebrauch seiner Frau, ausgezogen hatten. An demselben Tage starben noch 2 Andere am Besaanmast, und 2 am Fockmaste. Mit diesen hatten wir die letzte Zeit wenig oder gar keine Gemeinschaft, da wir nicht mehr an den Wänden des Tauwerks hinunter klettern oder laut genug zu sprechen im Stande waren, um in der Entfernung gehört zu werden. Als der Wind sich gelegt hatte, kamen noch einige Lascars zu uns herauf, die auch, da unsere Anzahl schon so sehr verringert war, in den beiden Mastkörben mit uns übrigen hinlänglichen Platz hatten.

Von den folgenden Tagen kann ich wenig sagen, da der nagende Hunger jetzt die äußerste Ermattung zur Folge hatte. Nur wenn ich etwas frisches Wasser bekommen konnte, befand ich mich nach der Art erträglich. Wir

hatten zwar die Nächte bisher schon zuweilen sehr kühl gefunden; je mehr aber unsere Kräfte abnahmen, um so empfindlicher wurden wir auch für die Kälte. Die heftigen Regenschauer, von welchen wir durchnäßt wurden, obgleich in anderer Rücksicht für uns wohlthätig, vermehrten die Kälte sehr, so daß nach Sonnenuntergang gewöhnlich unsere Glieder ganz erstarrt waren, unsere Zähne zu klappern anfingen, und wir zuweilen wirklich fürchteten, vor Kälte zu sterben. So wie aber die Luft wärmer wurde, spürten wir auch ihren wohlthätigen Einfluß auf unsern ganzen Körper. Wir ließen erst die eine und dann die andere Seite von der Sonne bescheinen, bis unsere Glieder wieder gelenkig wurden. Wenn unsere Lebenskräfte nun auf diese Art wieder erneuert waren, unterhielten wir uns mit Gesprächen, die sogar zuweilen ganz munter wurden; auch fing ich selbst einmal an, eine Arie zu pfeifen: so wie aber die Mittagshitze heran kam, erneuerten sich auch mit den brennenden Sonnenstralen unsere Qualen, so daß wir uns dann wunder=

ten, wie wir hatten wünschen können, daß es aufhören möge zu regnen.

Von denen, die sich nicht nahe um und neben mir befanden, erfuhr ich wenig, und dies nur durch ihr Jammern. Einige hatten einen harten Kampf, und starben in großer Todesangst; doch starben gerade nicht immer die Schwächsten am leichtesten, ob dies gleichwol zuweilen der Fall gewesen seyn mag. Besonders erinnere ich mich folgender Beispiele: Herrn Wäde's Bedienter, ein starker gesunder Bursche, starb sehr bald und fast ohne einen Laut von sich zu geben, während ein Anderer von demselben Alter, der dem Anschein nach weit weniger ertragen konnte, viel länger aushielt. Das Schicksal dieser beiden unglücklichen Bursche war auch in anderer Hinsicht sehr verschieden, welches ebenfalls bemerkt zu werden verdient. Die Väter befanden sich beide am Fockmaste, als die Söhne krank wurden. Der Vater von Herrn Wäde's Burschen sagte, als er hörte, daß sein Sohn krank geworden sey, sehr gleichgültig, daß er nichts

für ihn thun könne, und ihn seinem Schicksal überlasse. Der Vater des andern hingegen rutschte sogleich, als er das Uebelbefinden seines Sohnes erfuhr, von seinem Platze herunter, und kroch, nachdem er einen günstigen Zeitpunkt abgewartet hatte, auf allen Vieren am äußersten Rande des Verdecks nach seinem Sohne hin, der im Tauwerk des Besaanmastes hing. Es waren jetzt nur etwa noch 3 oder 4 Planken vom Hinterdeck, gerade über der Gallerie, vom Wasser frei; dahin brachte der unglückliche Mann seinen Sohn, und band ihn ans Geländer fest, damit er nicht von den Wellen fortgerissen würde. Jedesmal, wenn der junge Mensch sich übergeben wollte, richtete ihn der Vater auf, und wischte ihm den Speichel von den Lippen; und wenn ein Regenschauer kam, so öffnete er ihm den Mund, um die Tropfen aufzufangen, oder preßte ihm solche aus einem vom Regen durchnäßten Tuche freundlich in den Mund. In dieser herzangreifenden Lage blieben beide 4 oder 5 Tage, bis der Knabe starb. Der unglückliche Vater, der dies noch nicht glauben zu wollen schien,

richtete

richtete den todten Körper in die Höhe, starrte ihn lange an, und als er nicht länger mehr zweifeln konnte, daß er wirklich todt sey, bewachte er den Leichnam im stummen Schmerz, bis derselbe endlich von den Wellen weggespült wurde. Sodann hüllte er sich selbst in ein Stück Segeltuch, sank nieder und stand nicht wieder auf, ob er gleich noch 2 Tage gelebt haben muß, wie wir aus dem Zittern seiner Glieder schlossen, wenn eine Woge sich über ihm brach.

Diese Scene machte, obgleich unser Gefühl gegen alles, sogar gegen uns selbst, bereits abgestumpft, und wir des Anblicks von Elend schon gewohnt geworden waren, dennoch Eindruck auf uns.

Am Abend des 10ten Jul. (dem 20sten Tage seit dem Sinken des Schiffs) sagte einer von den Leuten, er sähe nach Osten zu etwas, was Land zu seyn schiene. Wir hörten dies sehr gleichgültig an, und keiner gab sich die Mühe, die Sache näher zu untersuchen. Ob-

gleich aber diese Nachricht keine sichtbare Wirkung hervorbrachte, so schien sie dennoch auf die Gemüther zu wirken; denn als ich einige Minuten nachher aufblickte, um zu sehen, ob ich etwas entdecken könne, fand ich Aller Augen nach der Gegend hingerichtet; und ob wir uns gleich wenige Hoffnung machten, so hörten wir doch nicht auf, dahin zu sehen, bis die Dunkelheit der Nacht unsere Blicke hemmte. Jeder machte nun seine Bemerkungen, und alle kamen darin überein, daß das Gesehene Land sey. Mad. Bremner und einige andere fragten mich um meine Meinung, und ob ich glaube, daß noch einige Möglichkeit vorhanden sey, uns zu retten. Ich antwortete, daß das, was wir gesehen hätten, mir kein Land zu seyn schiene; wäre es das aber, so hätten wir wenigstens den Trost, daß es höchstwahrscheinlich bald allen unsern Leiden ein Ende machen würde, da das Schiff gewiß noch fern vom Ufer auf den Grund kommen und scheitern werde. Diesen Gedanken hatte ich längst gehabt, so daß ich stets fürchtete, Land zu erblicken. Jetzt aber, da mein Ge-

fühl abgestumpft und ich unfähig war, etwas lebhaft zu empfinden, war mir alles sehr gleichgültig. Auch erinnere ich mich noch, daß, als ich den andern Morgen bei Tagesanbruch erwachte, ich nicht eher wieder daran dachte, ob noch Land zu sehen sey, bis einer von den Leuten am Fockmaste ein Tuch wehen ließ, zum Zeichen, daß wir recht gesehen hatten. Jetzt erst empfand ich auch einige Neigung, hinaufzuklettern und mich selbst durch den Anblick davon zu überzeugen; da ich mich aber eben in einer behaglichen Lage, die Arme gegen den Magen gestemmt, befand, welches mir große Linderung verschaffte: so mochte ich mich nicht herumdrehen. Auf meine Nachbaren machte die Nachricht tiefern Eindruck; einige stiegen hinauf, und erklärten, daß sie wirklich Land sähen. Diese Versicherung brachte wieder andere, und nach und nach uns alle in Bewegung. Es schien mir freilich Land zu seyn, doch war ich meiner Sache weder ganz gewiß, noch interessirte es mich sehr. Mad. Bremner fragte mich, ob ich glaube, daß es die Küste von Coromandel sey. Diese Frage schien

mir so lächerlich, da die Mousoons jetzt gerade aus der Gegend her weheten, daß ich antwortete: wenn dies wäre, so würden wir uns in Madras für Geld sehen lassen können. Indessen erblickten wir das Land, welches, wie wir nachher fanden, die Küste von Arracan *) war, so deutlich, daß gar kein Zweifel mehr Statt fand. Nun wurde die Angst allgemein, statt der Freude. Ich nährte indessen noch immer einige Hoffnung, daß wir gerettet werden würden, ob diese gleich durch die Furcht sehr geschwächt wurde, daß das Schiff vielleicht fern vom Ufer auf den Grund gerathen könne. Doch konnte ich mich des Gedankens nicht erwehren, daß unser Schicksal zu hart und grausam seyn würde, wenn wir nach den überstandenen ausserordentlichen Leiden auf dem Meere nun noch im Angesicht des Landes umkommen sollten.

*) Der Theil der östlichen Küste von Bengalen, welcher von Ava nördlich liegt, heißt Arracan oder Recan.

Am Abend waren wir demselben so nahe, daß wir bemerken konnten, es sey eine unangebauete und unbewohnte Gegend mit Buschwerk und undurchdringlichem Gesträuch bedeckt, welches wahrscheinlich nur wilden Thieren zum Aufenthalte diente. Ich erwartete nun jeden Augenblick, das Schiff werde stranden, legte mich ruhig nieder, indem ich gewiß glaubte, das Tageslicht nicht wieder zu erblicken; auch schlief ich wirklich ein. Vor Tagesanbruch wurde ich aber durch einen heftigen Stoß aufgeschreckt, indem das Schiff mit solcher Gewalt an einen Felsen schlug, daß die Masten bebten. Ich hatte dies vorausgesehn, und mich darauf vorbereitet. Das Schiff schwankte jetzt so sehr hin und her, daß wir uns nicht festhalten konnten. Da die Flut einige Fuß gefallen war, so standen die noch übrigen Planken des obern Decks aus dem Wasser heraus. Wir machten daher jetzt einen Versuch, von den Masten wieder auf das Verdeck zu kommen, welches uns nicht ohne einige Schwierigkeit gelang. Mit Hülfe des Constabels versuchte ich auch Mad. **Bremner**

herunter zu bringen; allein sie war zu schwach, sich selbst etwas zu helfen, und wir nicht stark genug, sie zu tragen, so daß wir uns genöthigt sahen, sie oben zu lassen. Die Flut hatte sich nun schon so weit vom Schiffe zurückgezogen, daß es jetzt ganz ruhig lag, und das Canonendeck fast ganz vom Wasser frei war. Die Lascars kamen nun auch herbei, und suchten Geld unter dem Schutt und Sande. Zweien derselben, die mir die stärksten schienen, that ich den Vorschlag, Mad Bremner herunter zu tragen; sie wollten sich aber nicht anders dazu verstehen, als wenn sie ihnen einen Theil des Geldes gäbe, welches sie, wie sie wußten, bei sich hatte. Mad. Bremner hatte nämlich, ehe das Schiff sich senkte, ohngefähr 30 Rupien beigesteckt, und ihre Aengstlichkeit, dies Geld aufzubewahren, war oft der Gegenstand unsers Scherzes, da wir noch nicht daran dachten, wie sehr diese wenigen Rupien uns zu unserer Rettung behülflich seyn würden, wie die Folge lehren wird. Die Lascars waren endlich mit 8 Rupien zufrieden, um Mad. Bremner aufs Verdeck herunter zu bringen,

doch verlangten sie das Geld gleich auf der Stelle, ehe sie Hand anlegten. Dies war das einzige Beispiel von Insubordination oder vielmehr Mangel an Mitgefühl, welches sie zeigten, denn bis auf diesen Vorfall war ihr Betragen wirklich musterhaft, besonders wegen der Sorgfalt, welche sie alle auf gleiche Art gegen unsere unglücklichen Frauenzimmer bezeigten.

Als wir einige Zeit auf dem Kanonendeck gewesen waren, bemerkten wir, daß der obere Theil des Steuerruders fortgetrieben war und daß man nun durch die Hölung, in welcher es befindlich gewesen, in die Konstabelkammer kommen konnte. Als sich daher die Flut vom mittlern Verdeck zurückgezogen hatte, gingen wir in die Kammer, um zu sehen, ob wir nicht noch etwas Nutzbares darin für uns finden könnten; die Wellen hatten aber bereits alles, bis auf 3 oder 4 Cocosnüsse, fortgespült, die wir nach langem Suchen noch zwischen das Holz geklemmt fanden. Nun hätte man glauben sollen, daß diejenigen,

welche das Glück hatten, diese zu finden, sie auch für sich behalten würden; dies war jedoch nicht der Fall. Gleich die erste wurde unter mehrere Personen vertheilt, und der Finder verlangte blos die Milch der Nuß für sich. Hiemit betrog er sich jedoch selbst, indem der innere Saft durch die Länge der Zeit in eine dicke, öhligte, sehr unschmackhafte Substanz verwandelt worden war, der keinesweges noch den Durst löschen konnte. Sogar das Fleisch der Nuß war nicht mehr nahrhaft, und wir befanden uns fast schlimmer als vorher, nachdem wir davon gegessen hatten. Es wird Ihnen übrigens vielleicht unwahrscheinlich vorkommen, daß jemand unter solchen Umständen nicht erst sich selbst bedachte, ehe er andern half. Dasselbe mag auch wol noch von mehrern in dieser Erzählung angeführten Umständen gelten. Doch ich erzähle Thatsachen, und bin überzeugt, daß, wenn die Cocosnüsse auch noch so gut gewesen wären, sie dennoch auf gleiche Art würden vertheilt worden seyn. Wirklich peinigte uns der Hunger nicht so sehr als der Durst.

Nur nach frischem Wasser, mit etwas Säure vermischt, verlangte mich immer, und zwar nicht etwa nur nach einem Schluck, (schon dieser Gedanke war mir unerträglich,) sondern vielmehr nach einem großen Napf voll, und wenn ich an andere Lebensmittel dachte, so verlangte mich vorzüglich nur nach solchen, die ich aufeinmal verschlucken könnte und nicht erst zu käuen nöthig hätte.

Uebrigens befanden wir uns in der Constabelkammer, in jedem Betracht erträglicher und besser, als auf den Mastkörben, so daß wir jetzt auch mit unserm Zustande so ziemlich zufrieden waren. Ich sah nicht ein, wie wir im Stande seyn würden, das Ufer zu erreichen, und wünschte auch eben nicht den Versuch zu machen, da meiner Meinung nach gar keine Wahrscheinlichkeit eines glücklichen Erfolgs vorhanden war. Auch schien von den beiden Todesarten, die uns jetzt bevorstanden, die vorzüglichere: ruhig auf dem Verdeck zu sterben, als von den Tigern zerrissen zu werden. Zugleich hoffte ich noch im-

mer, daß wir, wenn wir nur ruhig auf dem Schiffe blieben, noch endlich würden gerettet werden, indem mein Vertrauen auf Gott, welches mir schon so viel Trost gewährt hatte, mich auch jetzt nicht verließ, und mir die feste Ueberzeugung einflößte, daß der Himmel unser Leben nicht so lange auf eine so außerordentliche Art erhalten haben würde, wenn er nicht beschlossen hätte, uns endlich Hülfe zu senden. Dieser Glaube wurde auch durch den Umstand sehr gestärkt, daß keiner von uns, seit wir Land erblickt hatten, gestorben war.

Nachmittags schien es uns, als ob wir Menschen am Ufer gehen sähen, welches unsere Hoffnung sehr vermehrte. Alle von uns, welche noch soviel Kräfte hatten, gingen auf die Gallerie, und suchten die Aufmerksamkeit jener Leute durch wehende Tücher, durch Rufen und alles nur mögliche Geräusch auf uns zu ziehen, aber vergebens. Sie schienen gar nicht darauf zu achten, und gingen vorüber, welches uns so unbegreiflich vorkam, daß wir anfingen zu zweifeln, ob wir auch

Menschen gesehen hätten. Indessen trieb diese Entdeckung doch einige von uns an, einen Versuch zu machen, um das Ufer zu erreichen. Zu dem Ende gingen wir alle in die Constabelkammer, um einige Latten, die wir darin bemerkt hatten, herauszuholen. Mit unendlicher Mühe brachten wir 6 davon ins Wasser, die aber nicht für hinreichend gehalten wurden, uns alle zu tragen; wir waren indessen schon so erschöpft, daß wir uns fast nicht mehr bewegen konnten. Gegen Abend verfügten sich jedoch 6 der rüstigsten Lascars auf das schwache Floß, und da die Fluth eben herankam, so erreichten sie auch, ohngeachtet der starken Brandung, sehr bald das Ufer. Hier fanden sie einen Bach mit frischem Wasser, aus welchem sie sich recht satt tranken und dann hoffnungslos unter den Schatten eines Felsstücks am Ufer niederwarfen. Den folgenden Morgen sahen wir sie wieder zum Fluß gehen, um zu trinken, und es gewährte uns doch einigen Trost, zu wissen, daß sie nicht von den Tigern zerrissen waren. Wir fühlten uns jedoch zu

schwach, sowol an Zahl als an Kräften, um nur eine Latte noch ins Wasser zu lassen. Die ganze Anzahl der noch auf dem Wrack befindlichen Personen bestand nämlich nur noch aus 2 Weibern, 2 alten Männern, einem andern von mittlern Jahren, (der aber schon einige Tage unpäßlich gewesen war, als das Schiff sank,) 2 Jungen und mir. Sonderbar ist es übrigens, daß gerade diese Menschen so viel Ungemach überlebten, dem doch stärkere und jüngere schon so bald unterlegen hatten. —

Früh Morgens bemerkten wir eine große Menge Innländer, die längs dem Ufer an den Ort kamen, wo unsere Leute lagen. Unsere Aufmerksamkeit war gespannt, zu sehen, wie jene diese behandeln würden. Sie machten sogleich ein Feuer an, um, wie wir richtig vermutheten, Reis zu kochen, und kamen bald darauf an das äußerste Gestade und weheten mit Tüchern, zum Zeichen, daß wir ans Land kommen sollten. Es ist unmöglich, unsere Empfindungen in diesem Augen=

blicke zu beschreiben; wir befanden uns zwischen Furcht und Hoffnung, in einem Zustande, der an Wahnsinn gränzt. Doch gaben wir noch nicht alle Hoffnung auf. Ob sie gleich, wie wir sahen, keine Böte hatten, und wenn sie diese auch gehabt hätten, die Brandung doch verhindert haben würde, sich derselben zu bedienen, so schmeichelten wir uns doch mit der Hoffnung, daß sie vielleicht ein anderes Mittel ausfindig machen möchten, um uns zu Hülfe zu kommen. Das Leben, welches mir noch kurz zuvor zur Last war, bekam jetzt für mich wieder einen hohen Werth, und ob ich gleich mehrere Plankenstücke vom Schiff forttreiben sah, so fürchtete ich doch, mich einem solchen anzuvertrauen. Ich that indessen dem Canonier und dem Indianischen Bootsmann den Vorschlag, mir und meinem Jungen zu helfen, um zu versuchen, ob wir eine Latte herauszubringen vermögten. Anfangs schienen sie dazu geneigt, gaben aber bald den Versuch auf. Mit großer Mühe stürzte ich nun die Latte allein, mit Hülfe meines Jungen, ins Wasser und band sie mit ei-

nem Tau fest; alsdann fingen wir noch ein Stück von einer Planke auf, das vor uns vorbeitrieb, und versicherten uns desselben auf gleiche Art. Wir hatten also nun jeder ein Stück Holz, um einen Rettungsversuch zu machen. Ich war noch eine Zeitlang unschlüssig, wurde aber endlich durch meinen Jungen dazu vermogt, und wir beschlossen, beide zugleich das Schiff zu verlassen. Als aber dieser nun sich auf seinen Sparren warf, fehlte mirs wieder an Entschlossenheit; doch da ich bedachte, daß die Leute das Ufer wol die Nacht verlassen konnten und daß ich morgen auch nicht so viel Kräfte mehr haben mögte, fühlte ich mich aufgefordert, den Versuch zu machen. Ich nahm daher Abschied von Mad. Bremner, die, wie ich schon erwähnt habe, unfähig war, etwas zu ihrer Rettung zu unternehmen, und so schwach, daß auch unsere Hülfe bei ihr fruchtlos gewesen seyn würde. Es that mir weh, sie verlassen zu müssen, doch hoffte ich, wenn ich das Ufer erreicht haben würde, einige von den Eingebohrnen zu bewegen, ihr zu Hülfe zu kom-

men. Sie gab mir, als wir uns trennten, eine Rupie und entließ mich mit den herzlichsten Wünschen für meine Rettung. Gerade als ich mich nun dem göttlichen Schutze empfehlen wollte, ging das Stück Holz los und schwamm fort. Ich zögerte noch einen Augenblick, und indem ich alle meine Entschlossenheit aufbot, stürzte ich mich ins Wasser. Vorher hatte ich kaum noch ein Glied rühren können; so wie ich aber ins Wasser kam, wurden alle meine Glieder wieder gelenkig, und schwimmend erreichte ich bald das Stück Holz, konnte es aber nicht lange festhalten. Wäre es platt gewesen, so würde es immer auf der flachen Seite liegen geblieben seyn; da es aber ganz viereckig war, so wurde es durch jede Bewegung des Wassers herumgewälzt, so daß ich oft unter dasselbe kam. Dies erschöpfte mich so sehr, daß ich die Hoffnung, mich zu retten, fast ganz aufgab. Verzweiflungsvoll ließ ich es daher zu wiederholtenmalen fahren; sobald ich aber merkte, daß ich untersank, ergriff ich es wieder und umfaßte es mit aller Macht. Zugleich be-

merkte ich aber, daß ich dem Ufer nicht näher kam, sondern beinahe in paralleler Richtung mit demselben fortgetrieben wurde. Da ich nun voraussah, daß ich nicht im Stande seyn würde, dies noch lange auszuhalten, so versuchte ich auf alle Art zu verhindern, daß das Holz sich herumdrehete, und legte mich deshalb mit einem Arme und einem Beine darauf, während ich mit der andern Hand und dem andern Beine aus allen Kräften arbeitete, es nach dem Ufer hinzulenken. Dies gelang mir auch eine Zeitlang so ziemlich; auf einmal aber wurde ich von einer fürchterlichen Welle, die sich über mir brach und das Holz mit fortriß, überwältigt. Nun dachte ich, alles sey vorbei, und war, nach einem kurzen Kampfe, schon im Begriff unterzusinken, als eine andere Woge mich wieder queer über das Holz warf, welches durch das heftige Zurückströmen des Wassers wieder abwärts getrieben war. Ich hatte durch diese heftige Erschütterung fast den Athem verloren, doch umklammerte ich, aus dem natürlichen Triebe der Selbsterhaltung, noch mit beiden Armen

und Beinen das Holz, wurde aber wieder mehreremale mit demselben herumgewälzt. Auch war ich von dem Sande und Kies, womit die Wellen vom Ufer her mich überschüttet hatten, fast geschunden; indessen betrachtete ich dies als einen Beweis, daß ich dem Lande, ob ich es gleich nicht sehen konnte, nahe sey, welches meine Hoffnung sehr belebte. Eine oder mehrere Wellen warfen mich mit Gewalt an die Klippen, an welchen ich mich festhielt, um zu verhindern, daß sie mich beim Zurückströmen nicht wieder mit fortrissen.

Meine Kleidungsstücke bestanden, als ich das Schiff verließ, blos in einem flanellenen Brusttuche, einem Stück vom Hemde und einem Paar langen weiten Hosen. Da ersteres beides zerrissen war, so band ich es in ein Bündel auf den Rücken, damit es mir nicht hinderlich seyn möchte, verlor es jedoch in den Wellen; die weiten Hosen aber, die ich noch behalten hatte, waren, wie ich fand, beim Zurückströmen der Wogen an den Klip-

hängen geblieben. Ich ließ also auch diese im Stich, und versuchte nun, da ich mich nicht mehr aufrecht halten konnte, auf allen Vieren mich vor den Wellen in Sicherheit zu bringen. Da ich jetzt ganz nackt war, so fand ich den Wind sehr kalt, und legte mich deshalb zum Schutz vor demselben, unter eine Klippe, wo ich auch in wenigen Minuten, ob ich gleich bemerkte, daß einige von den Landesbewohnern auf mich zukamen, ermattet einschlief. Sie weckten mich aber bald wieder auf, und redeten mich in mohrischer Sprache an, worüber ich sehr erfreuet war, da ich fürchtete, wir befänden uns jenseits des Gebiets der Compagnie, im Königreich Ava. Sie sagten mir, daß wir nur 6 Tagereisen von Chittagong entfernt, und daß sie selbst Landbauer aus dem Gebiet der Compagnie wären, auch Sorge für mich tragen würden, wenn ich sie begleiten wolle. Ich antwortete ihnen, so gut ich konnte, daß ich von Hunger, Ungemach und den Wunden, die ich an den Klippen bekommen hätte, so entkräftet sey, daß ich mich nicht rühren könne, und nur um

etwas Reis bäte. So elend übrigens meine Lage auch war, so fühlte ich doch eine gewisse Verlegenheit, so ganz nackt, ohne die geringste Bekleidung gesehen zu werden. Sie hatten dies kaum bemerkt, als auch schon einer von ihnen, ein Burmah, (Einwohner des Königreichs Ava, welches auch Burmah genannt wird) dessen Menschenfreundlichkeit wir alle nachher noch viel zu verdanken hatten, seine Kopfbinde abnahm, und mir diese nach Landessitte um den mittlern Theil des Leibes band. Da sie ferner meine vergeblichen Anstrengungen sahen, mich aufzurichten, so faßten zwei von ihnen mich unter die Arme, und trugen mich fort, so daß meine Füße selten den Boden berührten. Da wir an einen kleinen Fluß kamen, so bat ich, daß man mir erlauben möchte, einmal zu trinken. Hievon suchten sie mich abzuhalten; als ich aber darauf bestand, so ließen sie mich los. Ich fiel gleich auf der Stelle mit dem Gesicht ins Wasser, und ohne einen Versuch zu machen, mich wieder aufzurichten, fing ich an, das Wasser, so hastig ich konnte, zu verschlucken, und würde gewiß zu=

viel zu mir genommen haben, wenn man mir meinen Willen gelassen hätte. Sowohl durch das kalte Bad, als durch das getrunkene frische Wasser, fühlte ich mich sehr gestärkt, so daß ich den übrigen Theil des Wegs, auf die Schultern meiner Führer gelehnt, gehen konnte. Wir erreichten auch bald die Stelle, wo sie ihr Feuer angezündet hatten, bei welchem ich denn auch die 6 Lascars, meinen Burschen, den Canonier und den Sergeanten fand. Die Lascars waren, wie bereits erwähnt, schon den Tag zuvor ans Ufer gekommen; die beiden letztern aber, ob sie gleich das Schiff später, als ich, verlassen hatten, so wie mein Bursche, der mit mir zugleich den Versuch machte, erreichten, da sie bessere Schwimmer waren, das Ufer früher als ich.

Die Freude, meine Gefährten gerettet zu sehen, und die Erzählung von der menschenfreundlichen Behandlung ihrer Retter, brachte mich beinahe außer mich, und zerrüttete, wie ich glaube, auf einen Augenblick meine Geisteskräfte. Ich konnte nicht begreifen, wie der

Constabel und Sergeant ans Ufer gekommen waren, da ich sie doch am Bord des Schiffs verlassen hatte, und ihre Erklärungen dienten nur dazu, meine Phantasie noch mehr zu verwirren. Ich warrete geduldig etwa 10 Minuten, bis der Reis gekocht war, und verlangte keinen rohen; auch wollte ich, als man mir auf einem Blatte etwas gekochten Reis brachte, diesen nicht einmal eher anrühren, bis man mir versicherte, es sey nicht zu viel. Ich steckte dann etwas in den Mund; da ichs aber gekauet hatte, fand ich, daß ich nicht schlucken konnte. Einer von den Eingebornen, der meine Verlegenheit bemerkte, goß mir mit der Hand etwas Wasser in den Mund, welches zwar den Reis hinunter spülte, mich aber bald erstickt hätte. Indessen spannte diese Anstrengung die Muskeln so, daß ich bald das Vermögen zu schlucken wieder erhielt, ob ich gleich anfangs bei jedem Mundvoll Reis auch eben so viel Wasser nehmen mußte. Meine Lippen und das Innere des Mundes waren von der Hitze so aufgesprungen, daß jede Be=

wegung der Kinnbacken sie blutend machte, und mir viele Schmerzen verursachte.

Was nachher bis gegen Abend, wo ich von einem sehr erquickenden Schlaf erwachte, mit mir vorging, kann ich mich nicht genau wieder erinnern. Ich schilderte darauf den Eingebornen den Zustand, in welchem ich Mad. Bremner und ihre Leidensgefährten verließ; und da ich den Einfluß des Geldes auf die Gemüther dieser Menschen kannte, so gab ich ihnen zugleich zu verstehen, daß, wenn sie das Leben der Unglücklichen retteten, diese sie gewiß reichlich dafür belohnen würde. Einige versprachen darauf, die Nacht über wach zu bleiben, da die Flut dann höher als bei Tage steigen, und das Schiff wahrscheinlich näher ans Ufer bringen würde.

Ich war nach dem Schlaf sehr hungrig geworden, und forderte ungestüm mehr Reis von meinen Rettern, welche aber erwiderten, daß sie die Nacht keinen mehr zubereiten könnten. Ich schlief also wieder ein. Gegen

Mitternacht wurde ich mit der Nachricht geweckt, daß Mad. Bremner sammt ihrem Mädchen glücklich ans Ufer gebracht wäre. Ich stand den Augenblick auf, sie zu bewillkommen, und fand sie beim Feuer, wo sie auch schon etwas Reis genossen hatten. Nie sah ich die Freude mit stärkern Zügen ausgedrückt, als in diesem Augenblick auf Mad. Bremners eingefallenem Gesicht.

Ich erfuhr nachher, daß sie der Menschenliebe des Burmahs ihre Rettung verdanke. Die Eingebornen hatten schon einen Plan gemacht, wie sie die Rupien, die sie noch bei sich hatte, als Beute unter sich theilen wollten. Kaum hatte dies der edle Mann gehört, als er eine günstige Gelegenheit benutzte, und mit Hülfe eines seiner Begleiter die Frauenzimmer rettete, ohne die geringste Belohnung dafür zu fordern.

In derselben Nacht ging das Schiff auseinander. Der untere Theil blieb auf den Klippen festsitzen; der obere Theil aber trieb

so nahe ans Ufer, daß die beiden Leute, welche sich noch darauf befanden, durchs Wasser bis ans Ufer waden konnten. Wir lagen die ganze Nacht auf der bloßen Erde ohne einige Bedeckung, so daß wir, da es stark regnete, viel Kälte auszustehen hatten. Am andern Morgen wurden wir von den Inländern wieder mit Reis versehen; sie fingen nun aber auch an, nach dem Gelde zu fragen, welches, wie sie wüßten, Mad. Bremner bei sich hatte, und weigerten sich, uns noch etwas mehr Reis ohne baare Bezahlung zu geben. Die Lascars, 8 an der Zahl, kauften für sich Reis von dem Gelde, welches sie für das Herunterbringen der Mad. Bremner vom Mastkorbe bekommen hatten; da sie alle Muselmänner waren, so lebten sie ganz für sich, indem ihre Religion ihnen verbietet, mit Menschen von einer andern Caste zu essen. Mad. Bremner erbot sich also, 8 Rupien zu bezahlen, um die übrigen von uns auf 4 Tage mit Reis zu versorgen, bis wir Kräfte genug wieder erlangt haben würden, um nach dem nächsten Dorfe

zu gehen, welches 30 (engl.) Meilen nordwärts liegen sollte.

Bei niedrigem Wasser gingen die Eingebornen ans Wrack, um es zu durchsuchen, fanden aber, daß schon fast alles davon weggespült war, bis auf einige wenige verdorbene Flinten, etwas Eisen, Kupfer und Blei, nebst den losen Kupferplatten am Boden des Schiffs, welches sie alles mitnahmen. Ich gab mir alle Mühe, sie zu bereden, davon abzustehen, indem ich ihnen vorstellte, daß sie wegen der Plünderung des Schiffs zur Verantwortung gezogen werden könnten; sie behaupteten aber, daß, weil sie uns gerettet, sie dazu ein Recht hätten, und warfen sogar nachher einen Groll auf mich, so daß ich bald Ursach hatte, meinen Eifer für die Eigenthümer des Schiffs zu bereuen. Ich weiß nicht, ob es auch aus diesem Grunde geschah, oder weil ich der einzige Europäer unter ihnen war, daß sie mir immer zuletzt, und eine geringere Porzion als den übrigen gaben. Dies veranlaßte meinen Freund, den Burmah, sich meinetwegen zu ver=

wenden, und unter seinen Gefährten für mich zu sammeln. Ueberhaupt waren die Eingebornen gegen uns alle mit dem Reis sehr spärlich, welches jedoch ein Glück für uns war, indem wir sonst gewiß zuviel gegessen haben würden. Diese Besorgniß war es jedoch nicht von ihrer Seite, welche ihnen Sparsamkeit gebot, denn ob sie uns gleich vorher das Leben gerettet hatten, so behandelten sie uns doch jetzt sehr unmenschenfreundlich, den Burmah mit den Seinigen ausgenommen, welche dem schlechten Betragen der Andern noch einigen Einhalt thaten, wofür sie sich freilich den Haß derselben zuzogen.

Da das Land einen Ueberfluß an Wildprett hatte, so suchten sie zuweilen etwas zu erlegen, welches sie dann mit der größten Behaglichkeit vor unsern Augen verzehrten, ohne uns einen Bissen davon zu geben. Wir suchten daher die Knochen auf, welche sie wegwarfen, und kochten Suppe davon, die wir sehr schmackhaft fanden, und die, wie ich nicht zweifle, eine gesunde Zugabe zu unserm Reis war.

Die ganze Zeit über, welche wir hier blieben, waren die Einwohner bei niedrigem Wasser emsig beschäftigt, das Wrack zu durchsuchen, und das Kupfer vom Boden des Schiffs, und alles Eisenwerk, dessen sie sich nur bemächtigen konnten, loszureissen.

Den Abend vorher, ehe wir nach dem Dorfe aufbrachen, thaten wir ihnen den Vorschlag: für Mad. Bremner, die nicht im Stande war, zu gehen, eine Tragbahre von Bambus zu machen. Nach vielem Wortwechsel wurden wir endlich mit ihnen eins, daß sie für 12 Rupien Mad. Bremner mit ihrem Mädchen forttragen, und für 2 Rupien uns Viere ihre Kostgänger mit Reis versorgen wollten, bis wir nach dem Dorfe kämen. Ich fürchtete aber sehr, daß ich nicht Kräfte genug haben möchte, zu gehen, und daß sie dann unterwegs auf mich nicht warten würden. Ich bat daher auch um eine Tragbahre, mit der Versicherung, daß, sobald wir die nächste englische Niederlassung erreichten, (welches meiner Meinung nach, Ramoo seyn mußte) meine

dortigen Landesleute, sie reichlich für ihre mir erwiesenen Dienste belohnen würden. Sie waren aber taub für meine Bitte, und weigerten sich schlechterdings, mich zu tragen, da ich, wie sie sagten, noch stark genug wäre, es sey denn, daß ich ihnen noch einmal soviel als Mad. Bremner, und zwar in baarem Gelde, zahlte. Ich entschloß mich daher, bei denen von ihnen, die sie bei der von dem ausgeplünderten Schiff gemachten Beute zurück ließen, zu bleiben, bis Mad. Bremner in Ramoo anlangen, und meinen Landsleuten daselbst meinen Zustand würde schildern können, die denn, wie ich fest überzeugt war, mir gewiß ein Fuhrwerk schicken würden. Ich suchte also nun einen Handel wegen den unter der Zeit nöthigen Reis mit ihnen zu machen. Sie selbst erboten sich zuerst, mich für 2 Rupien den Tag mit Reis zu versorgen; dies war ihnen aber den andern Morgen schon gereuet, und jetzt wollten sie mir nicht eine Unze Reis ohne baar Geld geben. Vergebens versprach ich ihnen nachdem eine größere Summe; aber nichts als baar Geld konnte sie befriedi-

gen, welches ich, wie sie wohl wußten, nicht hatte.

Da ich nun Bitten und Versprechungen gleich unwirksam fand, so nahm ich meine Zuflucht zu Drohungen, und erklärte ihnen, daß, wenn ich ein Opfer ihres schlechten Betragens werden sollte, die Ostindische Compagnie, deren Unterthan und Diener ich wäre, gewiß meinen Tod rächen würde. Sie verachteten aber meine Drohungen, und betrachteten meine Noth mit Gleichgültigkeit. Mir blieb daher nichts weiter übrig, als mich zu entschließen, mit ihnen zu gehen, ob ich gleich große Ursach hatte, zu fürchten, daß ich unterwegs liegen bleiben und von den Tigern zerrissen werden würde, die, wie man sagte, diese Wildniß sehr unsicher machten.

Als wir zum Aufbruch fertig waren, bemerkten wir, daß nur 5 Mann mit uns gehen würden, von denen 4 die beiden Frauenzimmer, der 5te aber den Proviant trug. Auch machten sie sich jetzt nur anheischig, uns 2mal

des Tags Reis zu geben. Wir stellten ihnen zwar vor, daß wir nicht im Stande seyn würden, eine Tagereise ohne eine dritte Mahlzeit zu machen; sie sagten aber, ein Mann könne nicht mehr tragen, als gerade nöthig sey, um jeden von uns täglich 2mal mit Lebensmitteln zu versehen, und weigerten sich, uns noch einen Mann mitzugeben, außer, wenn wir ihnen noch 3 Rupien geben wollten; eine Bedingung, welche jetzt zu erfüllen, nicht in unserer Macht stand. — Den 17ten um 8 Uhr Morgens traten wir unsere Reise an. Mad. Bremner, nebst ihrem Mädchen auf der Tragbahre, und ich, der Constabel und 2 Jungen zu Fuß. Unsere übrigen Reisegefährten die alle Neger waren, hatten sich gleich anfangs zu den Innländern gehalten, und blieben auch jetzt bei ihnen. Wir wurden jeder mit einem Bambusstocke zur Reise versehen, und da der Wind uns in den Rücken blies, so erleichterte uns dies das Gehen sehr. Am Ende der ersten Meile fühlten wir uns viel stärker als beim Anfange, welches uns den Muth gab, unsere Anstrengungen zu verdop-

peln: ehe wir aber noch die zweite Meile ganz zurückgelegt hatten, waren wir, ob wir uns gleich oft ausruheten, doch sehr ermüdet. Wir machten also auf eine Stunde Halt, und ich schlief ein. Als man mich zur Fortsetzung der Reise weckte, fand ich meine Glieder so steif, daß ich ohne Hülfe nicht aufzustehn im Stande war. Die andern gingen indessen so scharf zu, daß ich nicht mit ihnen Schritt halten konnte, sondern oft genöthigt war, mich auszuruhen, und daher zurück blieb. Unser Führer aber, der mehr Gefühl als die übrigen hatte, vermogte doch soviel über sie, daß sie warteten, bis ich nachkam.

Obgleich mein Junge viel schneller als ich gehen konnte, und ohngeachtet er eine schreckliche Furcht vor den Tiegern hatte, so wollte er mich dennoch nicht verlassen. Wir blieben daher beide eine beträchtliche Strecke zurück. Gegen Morgen machten unsere Begleiter immer Halt, um Reis zu kochen; da sie aber gewöhnlich schon ihre Mahlzeit gehalten hatten, ehe wir ankamen; so jagten sie uns dann gleich

wieder fort, ehe wir uns gelabt hatten. Meine Glieder wurden jetzt so steif, daß ich mich nicht ohne große Schmerzen rühren konnte. Alle hundert Schritt ruhete ich mich aus, während die übrigen ihren guten Schritt fortgingen, und eben nicht geneigt schienen, auf mich zu warten.

Dies gilt jedoch keineswegs mit von Mad. Bremner. Sie verhielt sich ganz leidend, und war zu jeder körperlichen und geistigen Anstrengung unfähig. Mein Junge zeigte fortdauernd einen seltenen Grad von Zuneigung; ich wollte jedoch nicht, daß er meinetwegen zurückbleiben sollte, und drang in ihn, sich an die übrigen anzuschliessen. Es schien mir besonders hart, daß ich jetzt, nachdem ich solch beispielloses Ungemach überstanden hatte, noch der Gefahr ausgesetzt seyn sollte, durch die Unmenschlichkeit meiner Nebenmenschen umzukommen. Dieser Gedanke nagte so sehr an meiner Seele, daß ich oft in Versuchung gerieth, alle Anstrengung aufzugeben, mich ruhig niederzulegen und zu sterben. Doch die

Er=

Erinnerung an die bereits erfahrene Hülfe der Vorsehung, kam mir jetzt zu Statten, und machte mirs zur Pflicht auszuharren.

Schon hatte ich meine Gefährten ganz aus den Augen verloren, als ich in der Ferne einen Trupp Mugys *) erblickte, welche am Strande Reis kochten. Da ich ihre Sprache nicht verstand, so war ich in Verlegenheit, wie ich ihnen meine Noth zu erkennen geben sollte. Indessen ging ich doch auf sie zu, in der Hoffnung, daß meine elende Gestalt wol ihr Mitleiden rege machen würde. Ich irrte mich nicht. Ihr Anführer redete mich in Portugiesischer Sprache an, und fragte, was mich in diesen traurigen Zustand versetzt hätte. Ich erwiederte mit wenigen Worten, daß ich Schiffbruch gelitten, ausgehungert, und von meinen Begleitern verlassen sey, worauf ich bat, mir etwas zu essen zu geben. Er war

*) Ein Stamm oder Caste von Trägern und Arbeitsleuten, die durch ihr Aeußeres sehr kenntlich sind.

von der Erzählung meiner Leiden sehr gerührt, und verwünschte die Unmenschen, die mich so verlassen hatten, und welche er vor einer halben Stunde hatte vorbei passiren sehen, ohne sie anzureden. Er gab mir hierauf sogleich von dem Besten, was er hatte, und da er bemerkte, daß ich dies sehr gierig verschlang, so warnte er mich, meine Eßbegier noch etwas zu mäßigen, und gab mir zugleich die Versicherung, daß er mir einen hinreichenden Vorrath von Lebensmitteln mit auf die Reise geben wolle. Er setzte hinzu, daß ich nicht zu verzweifeln brauche, weil mich meine Gefährten verlassen hätten, sondern, daß er mich schon in Stand setzen wolle, ohne ihren Beistand nach Ramou zu kommen, weshalb er mir auch riethe, alle Gedanken, sie wieder einzuholen, aufzugeben, und vielmehr ganz nach meiner Bequemlichkeit die Reise fortzusetzen. Die Tiger, sagte er, wären in dieser Gegend sehr scheu; der Schein des Feuers verscheuche sie, und er wolle mir, ehe wir uns trennten, lehren, Feuer anzumachen, so daß ich Nachts

nichts zu befürchten hätte, und mich ganz sicher niederlegen könne.

Da die Wunden, welche ich bekommen hatte, als ich ans Ufer kam, voller Sand und Unreinigkeiten waren, so wusch dieser menschenfreundliche Fremdling sie aus, und rieb sie mit Bambussaft, wovon sie bald heilten. Er gab mir ferner soviel Reis, als ich tragen konnte, und einen Topf zum Kochen, wie auch Zeug, Zwiebeln und Taback, dessen Gebrauch er mir sehr empfahl; kurz, er gab mir von allem, was er in seinem kleinen Vorrath hatte; und damit ich meinen Reis kochen und des Nachts die Tiger abhalten könnte, lehrte er mir, wie ich, durch ein besonderes Reiben zweier Bambushölzer an einander, Feuer bekommen könne. Endlich sagte er mir noch, daß er ein Portugiesischer Landkrämer, und aus Chittagong gebürtig sey, wo er auch noch lebe, und jetzt mit Waaren nach Arracan gehen wolle.

Ich war von seiner Güte so gerührt, daß ich ihm kaum ein Lebewohl sagen konnte. Er

empfahl mich dem Schutze der heil. Jungfrau, und trieb mich fort, damit ich noch vor der Nacht eine Hütte, 2 Meilen davon, erreichen möchte. Noch war ich nicht weit gegangen, als er mit ein Paar langen weiten Hosen hinter mir hergelaufen kam, welche er mir gab, um sie anzuziehen, ehe ich nach Ramou käme, damit meine Schamhaftigkeit, wenn ich nackt daselbst erschiene, nicht möge verletzt werden. Bei diesem neuen Beweise seines Edelmuths brach ich in Thränen aus. Danken konnte ich ihm nicht; noch einmal aber nahmen wir herzlichen Abschied von einander, und ich setzte meine Reise guten Muths fort.

Als ich etwa eine Meile gegangen war, setzte ich mich wieder, um etwas auszuruhen, und versuchte Feuer zu machen; aber ach! ich hatte nicht Kraft genug, um so schnell als nöthig war, zu reiben. Es ist unmöglich, meine Bestürzung in diesem Augenblick zu beschreiben. Dieser fehlgeschlagene Versuch schlug meinen Muth ganz darnieder, und überzeugte mich, wie nöthig es jetzt sey, alle meine

Kräfte anzustrengen, um meine Reisegefährten wieder einzuholen.

Da ich noch etwas gekochten Reis in meinem Topfe hatte, so aß ich erst ein wenig, (denn mich hungerte fast alle halbe Stunde) und setzte dann meinen Marsch weiter fort. Ich erreichte bald die Hütte, welche mein Freund mir beschrieben hatte, wo ich denn zu meiner größten Freude auch die Uebrigen bei einer Mahlzeit fand. Ihr Führer hielt nämlich mehr als er versprach, und gab ihnen täglich 3mal zu essen. Um ihnen zu zeigen, daß ich jetzt nichts mehr von ihnen bedürfe, nahm ich etwas Reis aus meinem Topfe, für mich selbst, und gab auch meinem Burschen etwas.

Nachdem wir uns alle erquickt hatten, setzten wir unsere Reise in der Abendkühle fort. Jetzt stießen auch noch einige von denen, die auf dem Wrack zurück geblieben waren, nebst 6 Lascars zu uns. Diese waren meinem Freunde, dem Portugiesen, begegnet, der ih-

nen ihre Unmenschlichkeit gegen mich vorgeworfen, und ihnen gesagt hatte, daß ich, obgleich jetzt in den dürftigsten Umständen, ein angesehener Mann sey, und daß der Gouverneur von Chittagong sie, wegen ihres schlechten Betragens gegen mich, zur schweren Strafe ziehen würde. Diese Nachricht brachte eine auffallende Veränderung in ihrem Benehmen gegen mich hervor. Sie schienen mir jetzt mit Achtung begegnen zu wollen; ich lehnte jedoch ihre Höflichkeit ab, und nahm das Anerbieten des Führers, meinen Reistopf zu tragen, nicht an. Indessen rührte mich doch dieser neue Beweis von der freundschaftlichen Verwendung meines Wohlthäters für mich sehr. Es war schon tief in der Nacht, als wir einige Hütten erreichten, die zur Bequemlichkeit der Reisenden erbauet sind, und wo wir unser Nachtlager nehmen wollten. Hier kochte ich mit meinem Burschen Reis für uns beide allein, um unsern Begleitern keine weitere Verbindlichkeiten schuldig zu seyn. Bei Tagsanbruch wurden wir zur Fortsetzung der Reise aufgeboten. Meine Beine waren sehr

geschwollen, und mein ganzer Körper so steif, daß ich ohne Hülfe weder aufstehn, noch mich niedersetzen konnte; doch schleppte ich mich, so gut ich konnte, mit fort. Die warmen Strahlen der aufgehenden Sonne schienen meine Glieder wieder gelenkig zu machen. Bald darauf kamen wir an einen Fluß; da wir nicht im Stande waren, denselben zu passiren, weil er von der Flut angeschwollen war, so lagerten wir uns, und kochten Reis. Als die Ebbe eintrat, kamen wir auf einer von den Landesbewohnern erbaueten Flöße von Bambus, welche durch 5 oder 6 an jeder Seite Schwimmende geleitet wurde, glücklich hinüber.

Die Steifheit unserer Beine hatte so zugenommen, daß wir nicht viel mehr als kriechen konnten, und genöthigt waren, so oft auszuruhen, daß alle Inländer, bis auf den Führer, und die 4, welche die Frauenzimmer trugen, uns verließen. Erschöpft von den Strapazen der Reise, sahen wir uns genöthigt, früh am Abend Halt zu machen. Des Nachts regnete es aber gewöhnlich so heftig, daß wir

vor Kälte erstarrten. So abgemattet wir waren, konnten wir doch nicht schlafen, und schlugen daher schon vor Tagsanbruch unserm Führer vor, aufzubrechen, weil wir dachten, daß das Gehen uns erwärmen würde. Wir hatten aber bald Ursach, dies zu bereuen, denn es war so dunkel, daß wir über jeden Stein stolperten, und oft fielen. Unsere Begleiter sagten, wir dürften uns nicht aufhalten, da die Flut herankäme, welche oft bis an den steilen und hohen Felsenrücken stiege, der bei hohem Wasser nicht zu passiren sey. Sie hielten es daher einmal für nöthig, uns unter die Arme zu greifen, und uns aufzuhelfen, wenn wir fielen.

Gegen Morgen kamen wir in eine angebauete Gegend, 2 Meilen von ihrem Dorfe. Der Regen war noch so heftig, daß er mich beinah niederwarf. Ich blieb wieder zurück, und da ich den Weg verlor, so ging ich eine beträchtliche Strecke durch die Reisfelder, bis ich einem Inländer begegnete, der mich nach dem Dorfe führte, wo ich meine Gefährten

bei einem köstlichen Mahle von Reis mit Milch fand. Man gab uns zu verstehen, daß der Zemindar oder Hauptmann des Districts schon nach uns geschickt habe, damit wir in seinem Hause, welches etwa noch eine Meile entfernt war, sorgfältig gepflegt werden möchten. Ich war aber so ermattet, daß ich mir vornahm, ehe ich einen Schritt weiter ging, erst ein wenig zu schlafen, und bat daher Mad. Bremner, mich dem Zemindar bestens zu empfehlen, und ihn zu bitten, daß er mich auf ihrer Tragbahre abholen lassen möchte. Diese Bitte wurde jedoch aus einer oder der andern Ursache nicht erfüllt, so daß ich gegen Abend, vom Hunger getrieben, noch einen Versuch machte, ohne Führer das Haus des Zemindars zu erreichen. Ein Bach, auf welchen ich stieß, hielt mich etwas auf, bis ich jemand fand, der mir hinüber half. Ich ging hierauf in die erste Hütte, die ich offen fand, denn ich war so erschöpft, daß ich lieber die ganze Nacht dort liegen geblieben, als noch um den Hof herum gegangen wäre. Jemand, der mich in die Hütte hatte

gehen sehen, war mir nachgefolgt, und führte mich aus derselben in Doumo Ali Scheikdars Haus, der mich mit vieler Herzlichkeit empfing, und sagte, daß wir ihm alle willkommen wären, und 10 bis 12 Tage, bis wir im Stande seyn würden, weiter zu reisen, bei ihm bleiben könnten. Er beorderte darauf sogleich alle nöthigen Erquickungsmittel für mich, und behandelte uns alle mit anscheinender Güte; doch hatte ich bald Ursach, die Lauterkeit seiner Aeußerungen in Zweifel zu ziehen.

Ich erfuhr, daß zu Ramou, welches etwa noch 4 Meilen weit war, ein Detachement von den Truppen der Compagnie liege, und wünschte daher, bald möglichst dahin zu kommen. Als ich aber Doumo Ali den Vorschlag that, uns dahin zu schicken, so drang er in uns, doch noch einige Tage bei ihm zu bleiben, und sagte, daß er uns dann mit einem 30rudrigen Boote nach Calcutta schicken wolle. Offenbar wünschte er also, daß wir nicht nach Ramou kommen möchten, und dieser Umstand

allein war hinreichend, uns an der Aufrichtigkeit seiner Gesinnungen zweifeln zu machen. Ich hatte ihn nicht allein in Verdacht, daß er das Geschehene billige, sondern auch, daß er mit einem Plan, uns zu seinem eignen Vortheil gänzlich auszuplündern, umgehe. Die Schiffsladung war noch unangerührt, da sie aus Thekholz bestand, welches im Boden des Schiffs, und mit demselben ganz auf den Klippen lag, auf welche das Schiff getrieben war. Dies war eine zu große Versuchung für den Zemindar. Warum er uns so lange bei sich behalten wollte, konnte ich zwar nicht errathen (vielleicht war kein Boot in Bereitschaft); jedoch war wenig Scharfsinn nöthig, um die Ursach seiner Abneigung zu entdecken, uns nach Ramou zu bringen, weil sich nämlich dort ein Beamter der Compagnie befand, dem wir von allem hätten Nachricht geben können.

Inzwischen wurden wir in seinem Hause gut behandelt, nämlich 3mal des Tags reichlich mit Lebensmitteln versorgt, und auch mit einigen Kleidungsstücken versehen. Dies war

genug für meine Gefährten, die sich zu sehr mit dem Unterschiede zwischen dem Vergangenen und Gegenwärtigen beschäftigten, um an die Zukunft zu denken. Meine Ungeduld nahm indessen mit jeder Stunde zu, und nachdem ich vergebens alle Gründe erschöpft hatte, um den Zemindar zu bewegen, uns ein Boot nach Ramou zu geben, so beschloß ich für mich allein einen Versuch zu machen, um zu Lande dahin zu kommen.

Den 21sten nahm der Zemindar mich in ein besonderes Zimmer, und sagte mir nach mehrmaligen Versicherungen seines Wohlwollens, daß, obgleich er keinen Antheil an der Plünderung des Schiffs habe, er doch von dem Gerichtshofe des Islamabad-Districts, der zu Chittagong seinen Sitz habe, dafür verantwortlich gemacht werden dürfte. Er that mir daher den Vorschlag, daß, wenn ich ihm ein Zeugniß von meiner Hand geben wolle, worin ich versicherte, daß er keinen Theil an der Plünderung des Schiffs genommen habe, er mir unter dieser Bedingung sogleich ein

Fahrzeug nach Ramoo oder nach jedem andern Orte, wohin ich verlange, anschaffen wolle. Ich stellte mich geneigt, den Vorschlag einzugehen, indem ich es für gut hielt, List mit List zu vertreiben; statt des Zeugnisses aber, welches er verlangte, entwarf ich sogleich eine kurze Skizze von unserer Geschichte und unserer gegenwärtigen Lage, die ich eigentlich für wenig mehr als eine Art von Gefangenschaft ansah. Ich wußte, daß der Zemindar kein Englisch verstand, und hoffte daher, daß, wenn er etwa das vermeinte Certificat einem Engländer vorzeigte, er in seinem eignen Netze gefangen, unsere Landsleute aber von unserer wahren Lage unterrichtet werden würden. Nachher fiel mir aber wieder ein, daß vielleicht einige von seinen Leuten wol im Stande seyn möchten, das Papier zu lesen. Ich nahm es daher zurück, und schrieb ein anderes des vorgeschriebenen Inhalts, in der festen Hoffnung, daß die Bediente der Compagnie, denen dies Papier in die Hände fallen möchte, uns schon Hülfe senden würden.

Der Zemindar schien sehr mit meiner Willfährigkeit zufrieden, und versprach, daß sogleich ein Boot in Stand gesetzt werden sollte. Indessen verstrich dieser und der folgende Tag, ohne daß einige Maaßregeln zu dem Ende genommen wären. Doch hatte endlich das ausgestellte Certificat den gewünschten Erfolg, obgleich nicht, wie ich nachher erfuhr, auf die erwartete Art. Der Zemindar war nämlich damit nach Ramou gegangen, und hatte das Papier dem Phougedar oder Polizeibeamten gegeben, der es mit einem andern Papiere verwechselte, und es aus Irrthum dem Lieutnant Towers, Befehlshaber eines kleinen Detachements von den Truppen der Compagnie, welches in dem Orte lag, zeigte. Dieser äußerte beim Lesen desselben seine Verwunderung, daß er nicht eher von dem darin erwähnten Unglück unterrichtet worden sey, und da er nach den Unglücklichen selbst fragte, entwischte dem Phougedar die Antwort. Dies führte zu weitern Nachforschungen, bis endlich Hr. Towers zu seinem nicht geringen Befremden erfuhr, daß der Schreiber des Certificats sammt

seinen Unglücksgefährten sich noch in dem Dorfe, und, wie er fürchtete, in einem elenden Zustande, befänden. Er gab daher auf der Stelle Befehl, ein Boot fertig zu halten, um uns nach Ramou zu bringen; und da gerade keins vorhanden war, so ging er selbst am Ufer des Flusses herunter, und preßte das erste beste, welches er traf. Zur Bedeckung schickte er uns einen Havildar (Serganten) und 2 Seapoys (Soldaten von den inländischen Truppen), welche uns folgenden Brief mitbrachten:

Ramou, den 22. Jul. 1795.

So eben erhalte ich eine Schrift, unterzeichnet W. Mackay, Lieutnant vom Schiff Juno, welche den Verlust dieses Schiffs beurkundet. Zugleich habe ich erfahren, daß der Schreiber des Aufsatzes und verschiedene andere Personen sich in großer Noth befinden. Ich sende deshalb einen Havildar und 2 Seapoys, wie auch einen Koch mit Rupien, der den Unglücklichen alle Hülfe und Unterstützung

leisten wird, bis sie hieher kommen könne, wo ich denn selbst alles thun werde, was zur Erleichterung ihres Zustandes nöthig ist, und sogleich Anstalten treffen, um sie eiligst nach Chittagong bringen zu lassen. Der Havildar kömmt in einem Boote, und hat den Auftrag, nöthigenfalls noch eins zu besorgen, um alle Personen zusammen hieher zu bringen.

Unterzeichnet John Towers,
Commandant von Ramoo.

Den 22sten des Abends, den dritten Tag seit unserer Ankunft im Dorfe, wurde ich ganz ungeduldig, da ich mich durch die Versprechungen des Zemindars betrogen fand, und beschloß, am folgenden Morgen den schon erwähnten Plan auszuführen, nämlich allein zu Lande nach Ramoo zu gehen. Ich theilte meinen Vorsatz Mad. Bremner und den übrigen mit, die, da wir alle zusammen aßen, sich sogleich erboten, mir einen Theil ihres Abendbrodts aufzuheben, welches ich beiseit legte,

legte, und mich anschickte, mit Tagsanbruch meinen Marsch anzutreten.

Bald nachdem wir uns zur Ruhe gelegt hatten, wurde das Haus durch einen starken und heftigen Schlag an die Thür in Alarm gesetzt. Es war der Havildar mit seinen Begleitern, welche in einem gebieterischen Tone eingelassen zu werden verlangten. Man öffnete die Thür, und Sie können leicht denken, mit welchen Empfindungen ich Hrn. Towers gütiges Schreiben las. Keine Sprache ist im Stande, sie zu beschreiben. Der Eifer dieses edlen Mannes, unserer Noth abzuhelfen, war so groß, daß er uns alles Brodt, alle kalte Küche ꝛc., was er im Hause hatte, schickte, welches wir denn auch mit der größten Gier verzehrten, ob wir gleich nicht lange vorher erst Reis mit Milch zu Abend gegessen hatten. Unsere Gemüthsbewegung war so groß, daß wir nicht einschlafen konnten, und schon vor Tagsanbruch waren wir bereit, uns einzuschiffen. Der Havildar wollte uns aber eher nicht abreisen lassen, bis wir ein gutes Früh-

Bayerische Staatsbibliothek München

stück eingenommen hätten, wozu er, wie er sagte, indem er uns einen Beutel mit Rupien zeigte, den Auftrag vom Commandanten habe. Dies war jedoch eigentlich unnöthig, da wir bereits mit Lebensmitteln alle reichlich versorgt waren.

Nach eingenommenem Frühstück schifften wir uns ein, und kamen am andern Morgen früh nach Ramou. Hr. Towers kam am Ufer des Flusses herunter, uns zu empfangen, und sein fühlendes Herz schien tief gerührt beim Anblick unsers elenden Aufzuges, ob wir gleich in den Kleidern, die er die Güte gehabt hatte, uns zu schicken, schon weit erträglicher aussahen.

Er führte uns sogleich nach seinem Hause, wies Mad. Bremner sein eignes Schlafzimmer an, und sorgte auch für mich und die andern, so gut er konnte. Er selbst war unser Aufwärter, unser Arzt und sogar unser Koch. Nichts übertraf die zärtliche Besorgniß, welche er zeigte, um unserm Mangel abzuhelfen, und

unsern Zustand zu erleichtern. Dies machte wahrlich seinem Gefühl wahre Ehre, und nie, nie wird die Erinnerung daran in unserer Seele verlöschen.

Ramou ist eine kleine unbedeutende Stadt oder eigentlich nur ein Dorf, wohin zuweilen eine Compagnie von dem zu Chittagong liegenden Bataillon Seapoys detachirt wird. Dies Standquartier, welches die meisten Offiziere wegen seiner unangenehmen Lage und des gänzlichen Mangels an Gesellschaft gern meiden, war Hrn. Towers vorzüglich angenehm. Er liebte nämlich die Wissenschaften, und genoß hier einer ununterbrochenen Ruhe zum Studiren. Besonders hatte er hier sehr gute Gelegenheit, die Landessprache zu erlernen, worin er es schon sehr weit gebracht hatte. Seine Herzensgüte wetteiferte mit seinen Talenten, und von seiner fast ängstlichen Sorgfalt für uns, seine unglücklichen Gäste, erhielten wir die überzeugendsten Beweise. Alles, was in seinen Kräften stand, war bereits für unsere Bequemlichkeit gethan,

und ein gewisses Etwas in seinem Benehmen, welches sich nicht beschreiben läßt, ersetzte das Fehlende, und wog es reichlich auf. Er wünschte, daß wir bei ihm bleiben möchten, bis unsere Kräfte völlig wieder hergestellt wären, fürchtete aber, daß wir, nach den erst überstandenen Leiden, Anfälle vom Fieber oder andere Krankheit bekommen dürften, wozu seine Arzeneien und seine Kunst unzureichend seyn möchten. Ich selbst wünschte ängstlich, sobald als möglich, Chittagong zu erreichen, damit die nöthigen Maaßregeln zur Bergung des Holzes und was sonst noch etwa vom Schiffe zu retten war, genommen werden möchten. Es wurde daher beschlossen, daß wir ohne Zeitverlust nach Chittagong aufbrechen wollten.

Den 26sten schifften wir uns auf 2 Böten ein, die Hr. Towers für uns besorgt, und mit allen Bedürfnissen, die er anschaffen konnte, reichlich versehen hatte. Auch gab er uns zum Schutz eine Bedeckung von Seapoys, und ein Empfehlungsschreiben an den Commandeur des daselbst liegenden Bataillons mit.

Den 28sten, Abends spät, kamen wir an. Hr. Price schickte sogleich seinen Palankin (Tragsessel) für Mad. Bremner und mich, und empfing uns mit einer Gastfreundschaft und Güte, die nur mit der des Hrn. Towers verglichen werden kann. Den folgenden Morgen richtete er für Mad. Bremner eine Wohnung in dem Hause einer Wittwe ein; mich aber behielt er bei sich, und sorgte für die Uebrigen auch auf eine angemessene Art.

Als ich mich einen Tag ausgeruhet hatte, und durch die Güte des Hrn. Price anständig gekleidet war, machte ich Hrn. Thompson, Oberrichter des Islamabad-Districts, meine Aufwartung, und theilte ihm das Wesentliche von dem hier Erzählten mit. Hr. Thompson befahl, daß sogleich eine Wache nach dem Schiffe marschiren solle, um weitere Plünderungen zu verhüten, und ersuchte mich, eine Skizze von den Hauptumständen des Schiffbruchs zu entwerfen, welche ich und die Geretteten zur Befriedigung der Eigenthümer und aller Interessenten des Schiffs unterschreiben sollten. Die-

sem Auftrag zufolge setzte ich also eine solche Schrift auf, und Mad. Bremner, Thomas Johnson, der Constabel und ich, als die einzigen geretteten Christen, mußten die Wahrheit des Inhalts vor Hrn. Thompson beschwören, der darauf diese beglaubigte Schrift ins Archiv niederlegte. Auch schickte ich eine Abschrift davon an die Eigenthümer des Schiffs nach Madras, welchen ich zugleich die Versicherung gab, daß ich sobald als möglich mit der nöthigen Hülfe nach dem Wrack zurückkehren würde, um das Holz und was etwa noch von Kupfer und Eisen am Schiff übrig sey, ans Land zu schaffen.

Mein Freund, der Portugiesische Krämer, hatte mir gesagt, daß seine Frau hier wohne, und mir auch eine Addresse an einen Priester mitgegeben, der mir nähere Nachricht von ihr würde geben können. Ich ließ daher diese Gelegenheit, aus Dankbarkeit gegen meinen Wohlthäter, nicht unbenutzt, und erkundigte mich sogleich bei dem Pater nach seinem Weibe, der mir aber die traurige Nachricht gab, daß sie

vor wenigen Tagen gestorben sey. Kinder hatte sie nicht.

Es war gleich anfangs meine Absicht, wieder nach dem Schiffe zurückzukehren, da ich es für meine, den Eigenthümern schuldige Pflicht hielt, alles für ihr Interesse zu thun, und ohne Rücksicht auf meinen eignen Vortheil soviel als möglich von ihrem Eigenthum zu retten. Nun erfuhr ich aber, daß die Gesetze selbst mich zu einem gewissen Bergelohn berechtigten, da ich jetzt als eine ganz fremde Person zu betrachten sey, nachdem ich meine Pflicht gethan, und das Schiff, so lange noch einige Wahrscheinlichkeit zu dessen Rettung vorhanden gewesen, nicht verlassen habe.

Das gute Leben an der gastfreien Tafel des Hrn. Price und anderer Colonie-herren hatte, noch ehe eine Woche verging, meine Kräfte so über alle Erwartung wieder hergestellt, daß ich keine nachtheilige Folgen für meine Gesundheit von der Rückkehr ans Schiff zu befürchten Ursach hatte. Ich miethete also

ein Boot, nebst einer Anzahl Zimmerleute, Lascars und Coulies oder Träger, die ich mitnehmen mußte; und nachdem ich von Hrn. Price und Thompson die nöthige Unterstützung erhalten hatte, schiffte ich mich Abends den 8ten Aug. ein, und kam den 12ten nach Ramou. Hier blieb ich einen Tag bei meinem theuern Freunde, Hrn. Towers. Den 14ten setzte ich meine Reise zu Lande nach Juno's-Bay fort, (so hatte ich nämlich den Ort, wo das Schiff gescheitert war, genannt,) welchen ich erst den 17ten erreichte, ob ich gleich die Reise in einem Palankin gemacht hatte.

Nach meiner Ankunft ließ ich daselbst sogleich ein paar Hütten errichten: eine Arbeit, wozu die Inländer sehr geschickt sind, und die sie auf folgende Art zu Stande bringen. Sie stecken 2 Bambusstämme, als Richtpfosten, an die beiden äußersten Enden der Hütte, auf welche sie einen langen Baum zum Gibel legten. Sodann nehmen sie dünne Bambuszweige, machen einen Einschnitt in die Mitte, biegen sie, und schlagen sie über den Gibelbaum,

worauf sie denn alles mit indianischem Schilfe bedecken, welches eine gute Decke macht. In der ersten Woche geschah wenig, wegen des unaufhörlichen Regens; als dieser aber nachließ, ging die Arbeit ziemlich gut von Statten, so daß den 6ten Octobr. alles Holz aus dem Schiffe ans Land geschafft und aufgeschichtet war. Hierauf verbrannte ich die traurigen Ueberreste der unglücklichen Juno, um das noch daran befindliche Eisen zu erhalten, welches alles sorgfältig gesammelt wurde. Ich ließ den Constabel mit einer Wache dabei, und reiste wieder nach Chittagong zurück.

Während meines Aufenthaltes in Junos-Bay, erhielt ich wieder Proben von der unermüdeten Aufmerksamkeit des Hrn. Towers, da er nämlich sowol mich als meine Leute immer mit Lebensmitteln und allem Nöthigen versah. Er besorgte ferner die Briefe, von meinen Freunden sowol, als von den Eigenthümern des Schiffs, welche des Hrn. Herbert Harris in Civildiensten der Compagnie und mich zu Bevollmächtigten ernannt hatten, um

das Nöthige mit dem geborgenen Gut zu verfügen.

Nach meiner Zurückkunft nach Chittagong wechselte ich darüber mit meinem Collegen, Hrn. Harris, Briefe, und stand schon im Begriff, dort das Holz sehr vortheilhaft anzubringen, als ich einen 2ten Brief von den Eigenthümern erhielt, worin sie mir auftrugen, dem Capt. Galloway, der mit seinem Schiffe Restauration schon zu dem Ende in Junos-Bay lag, den ganzen Vorrath abzuliefern.

Ich eilte also noch einmal nach der Bay, ließ daselbst alles an Bord der Restauration schaffen, und reiste selbst mit diesem Schiffe nach Calcutta, wo ich den 12ten Decbr. 1795 anlangte.

Jetzt werden Sie nun auch das Schicksal meiner Unglücksgefährten zu erfahren wünschen. Mad. Bremner erlangte ihre Kräfte und Gesundheit wieder, und hat sich nachher wieder gut verheirathet. Mein treuer Bursche, den ich gern mitgenommen hätte, bezeigte so viel Abneigung gegen eine neue See-

reise, daß ich ihn, obgleich höchst ungern, zu Chittagong lassen mußte, wo er ohne Zweifel eine andere Lebensart ergriffen hat.

Einer von den beiden Leuten, die ich in der Junos-Bay zurückgelassen hatte, starb bald darauf, wie ich nachher von dem andern erfuhr, der gleich anfangs, wie bereits erwähnt, an einer schweren Krankheit litt, die ununterbrochen während unserer Leidensperiode fortdauerte. Jede Hülfe, welche die Natur oder unsere Lage darbot, wurde zwar sorgfältig bei ihm angewandt, aber vergebens; die hartnäckige Krankheit widerstand jedem Mittel, und da zu Chittagong kein Hospital war, so nahm ich ihn mit an Bord der Restauration, und brachte ihn in das Hospital zu Calcutta, wo ich ihn aber leider fast noch in demselben Zustande verließ, in welchem er vom Schiffe gekommen war. Von dem Mädchen der Mad. Bremner und den übrigen, habe ich nichts gewisses in Erfahrung gebracht.

Ehe ich schließe, muß ich noch bemerken, daß ich mich der erzählten Begebenheiten bis

zum 1sten Jul. deutlich, bestimmt und umständlich erinnere; die Zwischenzeit aber, bis zum 10ten, als wir zuerst Land erblickten, schwebt mir nur noch dunkel und verworren vor der Seele, bis auf den Vorfall mit den beiden Vätern und ihren 2 sterbenden Söhnen, welcher einen tiefen unauslöschlichen Eindruck auf mich machte. Wie wars denn aber möglich, könnte man fragen, die Zeit während dieser schrecklichen Periode genau zu bestimmen? Dies geschah auf folgende Art: als das Schiff sank, und wir die grauenvolle Aussicht hatten, noch eine Zeitlang in unserer schrecklichen Lage zu bleiben, so fingen einige von uns an, die Tage und Nächte nach den Kerben zu zählen, die sie in den Mast schnitten, oder nach den Knoten, die sie ins Segelgarn schlugen. So wie aber einer nach dem andern dahin sank, wurde diese Rechnung unterbrochen, verwirrt, und hörte endlich ganz auf. Nachdem wir aber ans Land gekommen waren, erinnerten wir uns nach und nach an alles Vergangene wieder, und erhielten dadurch eine genaue Zeitrechnung unserer Ge-

schichte. Wir wußten sehr bestimmt, wie viel Tage wir auf dem Wege vom Schiffe ab, bis nach Ramou, zugebracht hatten. Diese abgezogen von dem Datum unserer Ankunft daselbst, setzte den Tag, an welchem wir ans Land kamen, außer Zweifel; und der Tag, als unser Unglück seinen Anfang nahm, war für jeden von uns zu merkwürdig, als daß wir ihn hätten vergessen können.

Verbesserungen.

In der Vorrede des Uebersetzers lese man Seite XII statt: Mancher — mancher Leser; — Statt Naugoon lese man immer Rangoun. In der Note S. 16 lese man st. der Theil der Stadt heist das andere Fort, der andere Theil der Stadt heist das Fort. In der zweiten Note, Seite 17, der Theka- oder Tiekbaum — Seite 22, st. Mousoons l. Monsouns — ebendas. st. Passatwinden l. Paßatwinden — S. 25 und 29, st. Cascars l. Lascars — S. 25, Zeile 6 von oben, st. auf l. auch — S. 36, st. Plankenstöcken l. Plankenstücken —

Mehrere geringere wegen Entfernung des Verfassers vom Druck-ort eingeschlichene Druckfehler wird der Leser leicht selbst verbessern.

X VIII. 89

Buchbin
Hans Hoh

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Mackay, William,

Geschichte des Schiffbruchs der Juno an der Küste von Arracan in Ostindien und wunderbare Erhaltung von 14 Personen auf dem Wrack, ohne Lebensmittel, während eines Zeitraums von 23 Tagen nebst deren endlichen Rettung Mit Anmerkungen

Hamburg 1800

It.sing. 628 xf
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10467402-4
VD18 14675226-001